

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1963

5



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1963

14. Jahrgang

Fünftes Heft — September / Oktober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 10.–. – Einzelheft DM 2.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Bezieheren an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

*Titelbild: Weinberg im Bottwartal
Aufnahme: Otto Linck*

INHALT

Wo steht der Naturschutz heute?
Von Oswald Rathfelder 161

Ein denkwürdiges schwäbisches Stammbuch
Von Walther Breuning 167

Mr bietet d'Zeit
Mundartgedicht von Karl Häfner .. 175

August Halm und Theodor Karl Schmid
Von Wolfgang Pfeleiderer 176

Allerseelenwunder
Gedicht von Walter Kittel 179

Eine musikalische „Fahrt ins Blaue“
Von Hermann Mall 180

Der Herr Klosterapotheker erzählt
Von Rudolf Schlauch 181

Schutz der Großstadtlandschaft
Von Walter Kittel 184

Der Schatz des Theophrastus Paracelsus
von Hohenheim
Von Felix Burkhardt 187

Herzog Karl Eugen und Kemnat
Von Wilhelm Böhringer 190

Das stumme Heer
Gedicht von Ulrich Binder 191

Was uns beschäftigt – was uns angeht:
Bürgerprotest gegen Hannibal 192

Buchbesprechungen 194

Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes 197

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegt ein Weihnachtsprospekt der Firma P. u. B. Abele, Inh. Oskar Klopfer, 7 Stuttgart 1, Büchsenstraße 25–31, außerdem ein Prospekt der „Zeitschrift für Volkskunde“ des W. Kohlhammer Verlages, Stuttgart, bei. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Wo steht der Naturschutz heute?

– Eine kritische Bestandsaufnahme –

Von Oswald Rathfelder

Steht der Naturschutz wirklich?

Die fragende Überschrift unserer Themastellung enthält eine entscheidende Voraussetzung in dem Wort „steht“. Wir müssen uns also primär fragen, steht der Naturschutz wirklich? Was heißt „stehen“. Ein Stehen bedeutet immer ein Herausheben aus der horizontalen Fläche und Masse, ein Aufrecht- und Aufgerichtetsein. Ganz entscheidend ist dabei in unserer Frage das ortsbezogene „wo“. Hat die Vertikalkraft dieses Stehens beim Naturschutz genügend Abstand und Größe, um gegenüber anderen Vertikalkräften beachtet und wahrgenommen werden zu können? Lassen Sie mich versuchen, diese Fragen und Begriffe aus der achtjährigen Praxis des Naturschutzbeauftragten unseres größten industriellen Entwicklungsraumes heraus kritisch zu analysieren und die uns aufgetragene Problemstellung des Naturschutzes zu verdeutlichen.

Problemstellung des heutigen Naturschutzes

Wir alle stehen heute mitten in einer weitgreifenden Umformung unseres täglichen Lebens.

Die Motorisierung, Technisierung und Industrialisierung unserer Umwelt sowie die Zunahme der Bevölkerung erfassen zentrifugal von den Ballungsräumen aus unsere immer enger werdende heimatliche Landschaft. Sichtbar sind diese Wandlungen z. B. bei der

Schaffung neuer Siedlungsräume
Landhaus- und Wochenendhausgebiete
Verkehrsanlagen
Energieversorgungsleitungen
Trinkwasserüberlandleitungen
Speicherbecken

Müll- und Kläranlagen
Gas- und Ölfernleitungen
Kraftwerke, Ölraffinerien, Kernreaktoren
Fernsehumsetzer
Flugplätze usw.

Diese Wandlungen und Planungen zwingen uns durch ihr Ausmaß und ihre Zeitfolge zu neuem Nachdenken über die Möglichkeiten einer sinnvollen Koordination und einer entsprechenden landschaftsgerichteten Entwicklung.

Prof. Weber spricht als anerkannter Jurist davon, daß „das ästhetische und sozial-hygienische Mißbehagen über die gewerblich-industrielle und auch agrar-industrielle Verfälschung der Landschaft nur ein Symptom dafür sei, daß die Landschaft in einer sehr bedrohlichen Weise in Unordnung geraten sei“.

Die Vergiftung unserer Gewässer, die Störung des Wasserhaushaltes, das Problem der Sozialbrachlandschaft, die Gefahren der Bodenerosion, die Verstepung usw. sind binnen weniger Jahre deutlich in unser Bewußtsein getreten und zeigen uns, daß der Schutz der Landschaft im weitesten Sinne über die „ästhetischen und sozial-hygienischen Forderungen“ hinaus eine Frage unserer weiteren menschlichen Existenz geworden ist.

Jährlich werden zur Zeit in der Bundesrepublik ungefähr 260 qkm überbaut, d. h. vom Zustand Land in den Zustand Stadt oder Straße überführt. Dies bedeutet, daß jedes Jahr die doppelte Größe unseres „Schönbuchs“ als freie Landschaft verlorengeht, das sind täglich 70 ha.

Schon heute ist ungefähr $\frac{1}{10}$ des Bundesgebietes auf diese Weise von Industrie- und Stadtlandschaft in Anspruch genommen. So wird Stück für Stück aus

dieser Landschaft herausgeschnitten, und wir Menschen sind trotz allem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt nicht in der Lage, neue naturnahe Landschaften zu produzieren.

Der jetzt verstorbene Felix von Hornstein spricht in Kenntnis dieser Tatsache von einem weitgreifenden Dualismus Mensch–Natur, der sich mehr und mehr als Dualismus Natur–Technik ausbreitet. Nur das rechte Maß im Verhältnis der dualistischen Wirkungskräfte wird zu einem nachhaltigen Nutzen für den Menschen führen.

Das Maximum braucht nicht das Optimum zu sein! Diese politische Einsicht ist auch auf unser technisches und wirtschaftliches Denken und Handeln zu übertragen. Prof. E. Egli (Zürich) sagte bei einem Vortrag auf dem Rigi über „Natur–Mensch–Technik“ am 29. Mai 1963: „In unserem durchorganisierten Leben ist die Stille als Voraussetzung der schöpferischen Muse zum fast unlösbaren Problem geworden.“

Joachim Bodamer, der Arzt und Psychologe, schreibt 1955 in seinem Buch „Gesundheit und technische Welt“: „Es wird immer schwerer, in dieser Welt einen Ort der Stille und des Schweigens zu finden. Aber Stille und Schweigen gehören doch zur menschlichen Natur und es muß Folgen haben, wenn wir das übersehen!“

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Lebensweise der Menschen vom Land zur Stadt viel stärker verschoben als früher in Jahrhunderten. 1871 lebten noch 62 % unserer Bevölkerung auf dem Lande, 1950 waren es nur noch 28 %. Mit dieser großen Umschichtung ist zwangsläufig auch eine Wandlung der inneren menschlichen Lebensbeziehungen eingetreten. Theologen haben in ihrem Deutschen Pfarrerblatt (1960) hierzu festgestellt: „Wir haben es mit Vorstellungsbildern ganz neuer Art zu tun. Die Landschaft wird verändert, sie verliert ihr altes Gesicht, Merkmale fallen weg, ein Großraum entsteht. Die Schöpfung verliert ihre Individualität und das Gesetz der Masse beherrscht das Bild der Landschaft ebenso wie das Bild des Menschen.“

In Holland spricht man bereits von einer neuen psychischen Krankheit der großen Häuserblocks „dem Zementfieber“. Der „Gedrängefaktor“ bei Mäusen ist als tödliche Nervenkrankheit bekannt. Gerade in Zeiten einer wirtschaftlichen Hochkonjunktur ist die Gefahr einer immer mehr um sich greifenden materialistischen Denkungsart gegenüber ideellen Werten besonders groß. Es genügt deshalb heute nicht mehr, wenn sich die Tätigkeit eines Naturschutzbeauftrag-

ten „nur“ auf den konservierenden Schutz der Natur und Landschaft beschränkt, sondern er muß sich rechtzeitig in die Planung und Gestaltung der Naturveränderungen (auch der Alltagslandschaft) einschalten, um in diesem „Schlußverkauf der Landschaft“ entscheidend mitsprechen zu können.

Bavink, der Schweizer Naturforscher, sagte hierzu, „daß die Regierungen im Namen der Gesamtheit der Menschen hier ein Machtwort gegen den alles verschlingenden Mammonismus sprechen und damit zugleich die Sache der außermenschlichen Schöpfung führen, ist höchst angebracht und geschieht leider nur immer noch viel zu wenig“.

Es liegt deshalb im öffentlichen wie auch in dem persönlich menschlichen Interesse, wenn gegenüber dem forcierten Erwerbs- und Unternehmergeist der Gegenwart „dem Hingegebensein an den technischen Fortschritt“ ein entsprechendes Gegengewicht bei der Verteidigung unserer schutzwürdigen Natur und der freien Landschaft bleibt.

Kann der Naturschutz heute ein solches Gegengewicht in diesen Auseinandersetzungen Mensch–Technik–Natur bilden? Welche Mittel und Möglichkeiten stehen ihm zur Verfügung?

Eine erfolgreiche Naturschutzarbeit in einem demokratischen Rechtsstaat ist ohne klare Rechtsgrundlage nicht möglich. Es ist deshalb von entscheidender Bedeutung, daß gerade wir in unserem deutschen Naturschutzgesetz eine so umfassende Rechtsgrundlage besitzen, die im Vergleich zu anderen Ländern einmalig ist.

Die Weiterentwicklung dieser rechtlichen Grundlagen durch das Landesgesetz zur Ergänzung und Änderung des Naturschutzgesetzes vom 8. 6. 1959 und die Durchführungsverordnung zu den beiden Naturschutzgesetzen sowie die soeben rechtskräftig gewordene Naturschutzverordnung vom 11. Juli 1963 haben die Rechtsposition des Naturschutzes noch mehr gestärkt.

Dazu kommt, daß auch andere gesetzliche Grundlagen in der Verteidigung der Landschaft herangezogen werden können, je nach dem Behandlungsobjekt das Nachbarrecht, das Jagdrecht, das Wasserrecht und vor allem das neue Bundesbaugesetz.

Es ist mir unvergeßlich, wie beim Abschluß einer Pressefahrt mit Schweizer Journalisten und Redakteuren entlang des Neckars, bei der ich Natur- und Landschaftsschutzmaßnahmen an konkreten Beispielen zeigen konnte, ein Schweizer Nationalrat sagte: „Wir fühlen uns im Verhältnis zu Ihnen in unserer Naturschutzarbeit noch als Heckenschützen!“



Urwald im Naturschutzgebiet Wildsee (Hornisgrinde)

Aufnahme Schwenkel +

In der Tat ist festzustellen, daß die in unserem Gesetz festgelegten Naturschutzbehörden und Naturschutzstellen nicht nur mit Hoheitsbefugnissen ausgestattet sind, sondern auch deren Beteiligung bei Veränderungen in der freien Landschaft gesetzlich vorgeschrieben ist. Es ist unmöglich, in dieser Zusammenstellung zu schildern, in wie vielen Einzelmaßnahmen bei Planungen und Eingriffen in die Landschaft die zuständigen Naturschutzbehörden und -stellen in mühevoller Kleinarbeit landschaftsgerechtere Lösungen erzwungen haben. Es ist kaum auszudenken, in was für einen Zustand unsere schutzbedürftige Landschaft ohne diese Tätigkeit und Einsatzfreude der Naturschutzbeauftragten und -behörden sich heute bereits befinden würde. Ich erinnere, daß bei dem ungeheuren Ansturm von Bauvorhaben im Außenbereich die schönsten Landschaftsräume buchstäblich zersiedelt wären. Während im Jahre 1924 von der damaligen Württ. Landesstelle noch ganze vier Baugesuche von

Wochenendhäusern zu bearbeiten waren, sind allein in Nordwürttemberg in den vergangenen Jahren tausende derartige Vorhaben aus schönsten Landschaftsräumen ferngehalten worden. Viele Tallandschaften und Wacholderheiden konnten bis jetzt nicht nur gegenüber Bauvorhaben, sondern auch gegen Parzellierungen und Aufforstungen mit Fichten-Monokulturen verteidigt werden. Straßenführungen wurden nicht nur harmonischer in das Landschaftsbild eingebunden, sondern auch mit Hilfe der Technik bei vorgesehenen abriegelnden Taldämmen leichtere Brückenbaukonstruktionen erreicht. Hochspannungs- und Ölleitungen haben in ihrer Linienführung durch den Widerstand und Einspruch des Naturschutzes empfindliche Geländepunkte weitgehend geschont. Mehrmals konnten neue, durch das Fernsehen bedingte Sendeanlagen von beherrschenden und markanten Bergköpfen verlegt werden (Beispiele Rosenstein/Blasenberg, Karkstein). Selbst bei militärischen Pla-



Die sog. „Eisernen Jungfrauen“ im Eselsburger Tal bei Herbrechtingen sind als Naturdenkmale geschützt

Aufnahme Schwenkel +

nungen ist der Naturschutz, wenn auch nicht immer, so doch oftmals, entscheidend zu Wort gekommen. In Flurbereinigungsverfahren und Aussiedlungen bahnt sich nach den anfänglichen Auseinandersetzungen eine rechtzeitige Beteiligung der Naturschutzbehörden und -stellen an. Auf Industrieansiedlungen und sonstige technische Anlagen sowie Abraumhalde und Kläranlagen wurde nicht nur in bezug auf ihre Lage in der Landschaft eingewirkt, sondern auch durch eine entsprechende Begrünung die betreffenden Landschaftsbilder zum Guten beeinflusst.

Darüber hinaus wird ununterbrochen daran gearbeitet, den bisherigen Natur- und Landschaftsschutzgebieten sowie Naturdenkmälern weitere hinzuzufügen. In Nordwürttemberg konnte in den letzten drei Jahren über 45 000 ha schutzbedürftige Landschaft unter Schutz gestellt werden. Allein im Stadt-

kreis Stuttgart mußten bei der Eintragung von 34 stadtnahen Landschaftsschutzgebieten über 700 Einwendungen einzeln beschieden werden, ehe die Schutzverordnung Rechtskraft erlangen konnte. Welche mühsame Arbeit bei der Verteidigung dieser Schutzgebiete nach wie vor besteht, kann fast täglich aus Pressemitteilungen entnommen werden.

Dabei ist ein viel diskutierter Punkt die Frage der Ausnahmegenehmigungen. Früher war der Leitgedanke des Naturschutzes, möglichst kleinflächige Gebiete zu schützen, die man absolut und voll inhaltlich verteidigen kann. Heute hat sich bei dem zunehmenden Druck auf die Landschaft gezeigt, daß möglichst große Teile der Alltags- und Erholungslandschaft schutzbedürftig sind und daher in die Landschaftsschutzkarte eingetragen werden müssen. So gesehen ist es notwendig geworden, daß bei großflächigen



Jungviehweide bei Maulbronn mit Traubeneichen

Aufnahme Schwenkel +

oder stadtnahen Landschaftsräumen in manchen Fällen bei im öffentlichen Interesse liegenden Maßnahmen (wie Straßenführungen, Krankenhäuser und dergleichen) mit Auflagen versehene Ausnahmegenehmigungen erteilt werden. Keineswegs sollten aber diese Ausnahmen und Genehmigungen zur Regel werden.

Um zu „dienstefrigen Angestellten“ von Verwaltungsbehörden vor allzu raschen Entscheidungen gegenüber den Naturschutzbestimmungen zu bewahren, wurde in Baden-Württemberg ein gemeinsamer Erlass der Ministerien herausgegeben, wonach bei Widerspruch der Naturschutzstelle zur Behörde die Entscheidungsbefugnis jeweils der nächst höheren Behörde zuerkannt wird.

Ein zweiter kritischer, aber mit entscheidender Punkt in der praktischen Naturschutzarbeit ist die Verwal-

tungsrechtsprechung. Durch eine verschiedenartige Auslegung der sogenannten „unbestimmten Rechtsbegriffe“ zwischen den Verwaltungsbehörden und den Verwaltungsgerichten ist in den natur- und landschaftsverbundenen Bevölkerungskreisen eine bemerkbare Unruhe aufgetreten, die mehrmals in dem öffentlichen Vorwurf gipfelte, daß bei den Verfahren vor den Verwaltungsgerichten eine geringe Berücksichtigung der Belange des Naturschutzes und der Landschaftspflege zugrunde liege.

Der tiefere Grund für die mögliche Gegensätzlichkeit zwischen Verwaltungsbehörden und Verwaltungsgerichten ist darin zu suchen, daß Verwaltungsgerichte in Auslegung der „unbestimmten Rechtsbegriffe“ ihr eigenes Urteil anstelle des Urteils der Verwaltungsbehörde setzen, ohne auch die entsprechende Verantwortung zu übernehmen. So kann z. B. ein ein-

ziger Berichterstatter des Verwaltungsgerichts die Auffassung aller anderer an der Augenscheinnahme beteiligter Behördenvertreter und Stellenmitglieder bzw. deren Gutachten eliminieren. Insbesondere ist es befremdend, wenn die wohlüberlegten Maßnahmen der Naturschutzbehörden, die auf Grund der Gutachten und Stellungnahmen der im praktischen Naturschutz erfahrenen Beauftragten und Stellenmitgliedern im Abwägen öffentlicher und privater Belange nach reiflichem Ermessen getroffen worden sind, durch einen Berichterstatter des Verwaltungsgerichts als wirkungslos erklärt werden. Diese Gegensätzlichkeiten haben dazu geführt, daß mancher Sachbearbeiter die Überlegung angestellt hat, ob seine Tätigkeit überhaupt noch sinnvoll ist, ja, ob er noch die anerkannten gesetzlichen Grundlagen zum Schutz der Allgemeinheit sinngemäß seinen Entscheidungen zugrunde legen darf, ohne nicht all den anständigen und zurückhaltenden Antragstellern Unrecht zu tun.

Diesen Gedanken kann heute erfreulicherweise mit einigen Gegenbeispielen entgegengesetzt werden. Bei zahlreichen Verwaltungsgerichtsverfahren kommen die Naturschutzstellen sowohl beim Augenschein wie auch bei der mündlichen Verhandlung als Sachverständige zu Wort. Bei einer Durchsicht der im Bereich Nordwürttemberg ergangenen Urteile muß deshalb gerechterweise anerkannt werden, daß in einer ganzen Reihe von Urteilen, in jüngster Zeit in zunehmendem Maße, die Belange des Naturschutzes und der Landschaftspflege voll gewürdigt worden sind.

Ganz allgemein kann gesagt werden, daß in den letzten Jahren die Beteiligung des amtlichen Naturschutzes bei den sonst in der Landschaft planenden Behörden, Ämtern und Stellen weit intensiver geworden ist. Es bleibt jedoch das beängstigende Zahlenverhältnis in der Besetzung der Naturschutzstellen und -behörden im Hinblick auf die umfassende Aufgabenstellung gem. den gesetzlichen Bestimmungen. Damit ist die Durchsetzung der staatlichen Naturschutzarbeit und -maßnahmen neben den rechtlichen Grundlagen heute immer mehr an die Persönlichkeit des betreffenden Sachverwalters gebunden. Von seiner Fachkenntnis und Überzeugungskraft, von seinem Verantwortungsbewußtsein und Einsatz, aber auch von seinem Verhandlungsgeschick wird es abhängen, ob den oft schwer greifbaren kulturellen und ideellen Werten die nötige Durchschlagskraft verliehen werden kann.

Viele Erfordernisse des Natur- und Landschaftsschut-

zes können aber nicht nur auf polizeilich erzwungenen Paragraphen beruhen (z. B. im Bereich des Tier- und Pflanzenschutzes, bei der Sauberhaltung der Erholungslandschaft usw.). Diese müssen vielmehr als öffentliche Verpflichtung sowohl Teile der Verwaltung, wie auch in dem Verantwortungsbewußtsein des einzelnen Bürgers verankert, sein. Dies gilt besonders auch bei weitgreifenden und entscheidenden Maßnahmen, die in einem demokratischen Rechtsstaat von Kabinett oder Parlament (also weitgehend politisch) entschieden werden, z. B. Pfaffenwald, Hörnle, Hochrhein. Es ist deshalb neben aller Aktivität des amtlichen Naturschutzes äußerst erfreulich und notwendig, wenn unsere Heimatverbände und öffentlichen Institutionen das Gedankengut und die Zielsetzung des Naturschutzes in die breite Öffentlichkeit tragen. Ich habe es deshalb auch dankbar begrüßt, daß in diesem Jahr nach langer Unterbrechung der zweite Naturschutzlehrgang der Staatl. Akademie Comburg unter Beteiligung von Lehrern aller Schulgattungen durchgeführt werden konnte.

Fragen wir zusammenfassend, wo steht der Naturschutz heute, so können wir feststellen, daß er auf einem guten gesetzlichen Fundament verankert ist, daß aber sein „Stehen“ nur dort wahrgenommen werden kann, wo diese heterogenen Rechtsgrundlagen mit dem Willen zur Verteidigung und der notwendigen Verantwortungsfreude voll ausgeschöpft werden. Nicht streitsüchtig aber streitbar! Jedes auch noch so gute Gesetz ist tot und zum Scheitern verurteilt, wenn nicht seine Zielsetzung in das Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit gedrungen ist und von dieser bejaht und mitgetragen wird.

Die Natur und die heimatliche Landschaft gehören uns allen. Jeder Mensch, auch der ärmste, braucht einen ihm gemäßen Lebensraum. Keiner darf sich der Verantwortung gegenüber diesem Lebensraum entziehen.

So gesehen steht der Naturschutz heute zwar auf einer klaren gesetzlichen Grundlage – aber er liegt in den Händen von uns Menschen, von Menschen als Geschöpfe zwischen gut und böse. Seien wir uns deshalb bewußt – wie Thieleck einmal auf einem Universitätstag in Kiel gesagt hat, daß „der Mensch sein Privileg nicht dadurch erhalte, daß er über dem Tier steht, sondern unmittelbar unter Gott“. Auch die Natur gehört zum Ganzen Gottes. Es muß uns jedes ausgerottete Tier, jede ausgerottete Pflanze, jede ohne Not zerstörte Landschaft ein Schmerz sein und eine Schuld. Es ist ein Frevel, ist Raub an dem Ganzen der Schöpfung.



1. Eintrag des Herzogs Johann Friedrich zu Württemberg

Ein denkwürdiges schwäbisches Stammbuch

Von Walther Breuning

Von einem Stammbuch ist in Goethes Faust die Rede in jener possenhaften Szene in Fausts Studierzimmer, wo der zu Besuch kommende fahrende Schüler den vermeintlichen hochgelehrten Doktor Faust – alias Mephisto – um einen Eintrag in sein Stammbuch mit den demutsvollen Worten bittet: „Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen, gönn’ Euere Gunst mir dieses Zeichen“, worauf Mephisto in höhnischer Verachtung die anmaßenden Worte der Schlange im Paradies einträgt: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum“ (Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist).

Es ist etwas Schönes um die alte Sitte, sich von einem Freunde oder verehrten Meister etwas ins Stammbuch einschreiben zu lassen. Die frühesten Stammbücher tauchen mit dem Humanismus um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland auf. Wir finden sie schon etwas früher an italienischen und französischen Universitäten. Wahrscheinlich gingen sie aus den *mittelalterlichen Turnierbüchern* hervor. Die Ritter ließen sich anlässlich der Kampfspiele in ein solches Buch Wappen und Widmung ihrer Freunde und Gegner eintragen. Die Fürstinnen und Damen der Ritter ahmten den männlichen Brauch



2. Eintrag des Friederich Herr zu Lympurg

nach, und so haben wohl von diesen Damen die Gelehrten und deren Schüler die Sitte übernommen, sich gegenseitig meist in Latein Gedenk- und Sinn- sprüche in ein Erinnerungsbuch einschreiben zu lassen.

Zu den ältesten wohlerhaltenen Stammbuchblättern gehören die von Martin Luther, die im Jahre 1542 beginnen. Die schönsten und reichhaltigsten Stamm- bücher entstanden um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, insbesondere im Bereich der hoch- angesehenen Universitäten Wittenberg, Jena und Tübingen.

Die alten Stammbücher sind für uns ein eindrucks- volles Vermächtnis vergangener Geschlechter und ein wertvolles kulturgeschichtliches Zeugnis. Sie ent- halten nicht nur die Handschriften berühmter Per- sönlichkeiten mit sinnreichen Zitaten, mit weltlichen und religiösen Wahlsprüchen der Zeit, sie sind auch häufig mit Abbildungen in feiner Miniaturmalerei

und Graphik ausgestattet und geben uns bemerkens- werte Hinweise auf Sitten und Gebräuche, auf den gesellschaftlichen Umgang und den Zeitvertreib der damaligen Menschen. Um sie weht ein Hauch echter Poesie.

Das Stammbuch diente der frohen Erinnerung an menschliche Begegnungen und Freundschaften. Es war ein „album amicorum“ (Buch der Freunde), und mit seinem leuchtenden Wappenschmuck ein eigentliches „Buch der Abstammung“, weil das Fa- milienwappen Auskunft über Familie und Sippe und damit über die Herkunft des Eintragenden gab. Auf diese Weise dürfte die Bezeichnung „Stammbuch“ entstanden sein.

Das hier zu schildernde Stammbuch, das sich seit seiner Entstehung im Besitz meiner Familie befindet, gehörte dem am Collegium Illustre in Tübingen stu- dierenden und lehrenden Magister und Professor Ludwig Hezer. Es zählt zu den umfangreichsten und bedeutendsten Stammbüchern, die aus dieser Zeit erhalten blieben, nicht zuletzt weil es die un- heilvolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges wider- spiegelt.

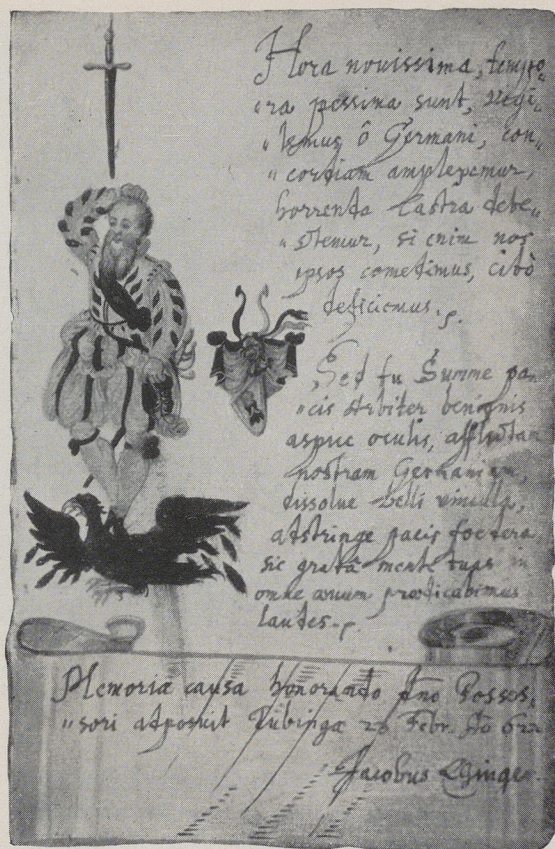
Das Collegium Illustre oder Fürstliche Collegium wurde von dem württembergischen Herzog Ludwig begründet und von seinem Nachfolger Herzog Friedrich im Jahre 1594 feierlich eröffnet. Adelige und bürgerliche junge Menschen sollten dort zu füh- renden Hof- und Landesbeamten im evangelischen und humanistischen Geist herangebildet werden. Es bildete zunächst ein weltliches Gegenstück zum evangelischen theologischen Stift, wurde aber bald zur bevorzugten Ausbildungsstätte der adeligen Schüler erhoben und trat damit in betonten Gegen- satz zur Landesuniversität. 1628 wurde es während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges vorüber- gehend geschlossen und zerstört. Nach Auflösung des Collegium Illustre zog 1817 in die wiederholt umgebauten und erneuerten Gebäude das katho- lisch-theologische Konvikt, das heutige Wilhelms- stift, ein.

Das Stammbuch von Ludwig Hezer, ein „Templum Memoriae“ (Gedächtnistempel), wie es in einem Eintrag treffend bezeichnet wird, enthält viele Wid- mungen von Schülern und Kollegen, wobei sich uns namhafte Gelehrte und Geistliche, Adelsherrn und regierende Häupter in Wort und Bild vorstellen.

Als einer der ersten hat sich der Erbprinz und nach- malige regierende Herzog Johann Friedrich einge- tragen (Abb. 1). Dieser war der Sohn des erwähn-

ten weltmännischen und streitbaren Herzogs Friedrich, der sich mit den Landständen, die auf ihre angestammten Rechte pochten, heftig auseinandersetzte. Der gutmütige Herzog Johann Friedrich mußte den Tübinger Vertrag bestätigen; er gehörte auch zu den Begründern des evangelischen Bunds der Reichsfürsten, der Union, welcher die katholische Liga entgegenstand. Bei der Eröffnung des Collegium Illustre war der zwölfjährige Erbprinz mit 94 Adeligen dort eingetreten. Sein etwas schwierig zu entziffernder Eintrag lautet: „Tout vient à point qui peut attendre“ (Alles kommt zur rechten Zeit für den, der warten kann). Französisch bildete die bevorzugte Bildungssprache der vornehmen Familien. Latein blieb den Gelehrten vorbehalten, während das volkstümliche Deutsch in erster Linie von den bürgerlichen Freunden verwendet wurde. Unter dem Eintrag von Herzog Johann Friedrich befindet sich das bekannte württembergische Wappen in vollendeter farbiger Ausführung, das wie die anderen Bilder nur in Schwarz-Weiß wiedergegeben werden kann.

Ein weiterer fürstlicher Beitrag stammt von Johann Georg Graf „zur hohen Zollern“: „Les roses ne se peuvent avoir sans les espines“ (Die Rosen kann man nicht ohne Dornen bekommen). Bemerkenswert ist die damalige französische Sprachform. Unter dem Sinnspruch befindet sich das Wappen der Hohenzollern, das aus drei goldenen Lilien, zwei Hirschen, zwei gekreuzten Szeptern, die auf die erbliche Würde des Reichskämmerers hinweisen, und dem goldenen Vlies besteht. *Friederich Herr zu Lympurg* schrieb ein (Abb. 2): „Immensum gloria calcar habet“ (Der Ruhm bildet einen unendlichen Ansporn). In diesen Worten kommt der hohe ritterliche Stolz des Reichsmundschenken zum Ausdruck. Über seiner Widmung in deutscher Sprache befindet sich sein farbenprächtiges gräfliches Wappen: Es enthält zweimal den Schenkenbecher, zweimal fünf Streitkolben und zweimal vier Zacken, die auf die Abstammung der Lympurger Grafen von fränkischen Herzögen hinweisen. *Philippus Henricus Schertlin à (von) Burtenbach* schrieb über sein Wappen: „Deus aspiret coeptis“ (Gott möge den Unternehmungen günstig sein). Er war wohl ein Mann von hochgemuter Unternehmungslust, worauf auch seine Wappenzeichen hindeuten: Schwert, Pfeil und Löwe. Der Löwe trägt einen Schlüssel, womit sein ansehnliches Besitztum in Burtenbach bei Augsburg gemeint sein dürfte. Dieser Schertlin ist vermutlich ein Verwandter, vielleicht sogar der Vater des küh-



3. Mahnruf des Tübinger Professors Jakob Ehinger 1622

nen Feldhauptmanns Sebastian Schertlin von Burtenbach, der sich als Befehlshaber der oberdeutschen Truppen, die gegen den Kaiser zogen, im Schmalkaldischen Krieg auszeichnete. Ein *Theoderich von Karpffen*, Herr auf dem Hohen-Karpffen bei Spai-chingen, widmete die Worte: „Lingua parca, frons aperta, mens clausa“ (Gezügelt sei die Zunge, offen die Stirn, verschwiegen der Gedanke). Sein Wappenschild (zwei Fische) und die Wappenkrone (Hirschhorn und Fisch) wird von einer reizenden Dame getragen, die vornehm und höfisch gekleidet ist. Hezer versah nach seiner Lehrtätigkeit am Collegium Illustre das Pfarramt in dem beim Hohen Karpffen liegenden Dorf Hausen ob Verena, das zur Grundherrschaft dieses Geschlechts gehörte. Als Zeichen des althergebrachten ritterlichen Minnedienstes finden wir den etwas kraftmaierisch anmutenden Spruch: „Dieu et ma douce amie jamais par moy ne seront oubliés“ (Gott und meine süße Freundin werden von mir nie vergessen werden).



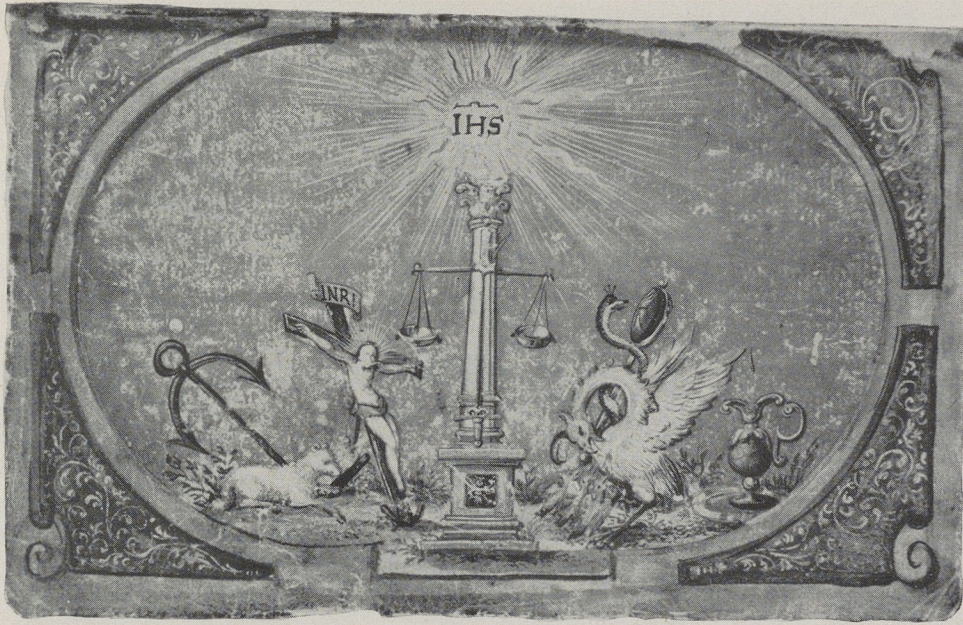
4. Totentanz

Ein anderer Adelsherr, ein Herr von Gemmingen, äußert sich demgegenüber schlicht und bescheiden: „Vir magnus est, qui magnam habet humilitatem“ (Der ist ein großer Mann, der große Demut zeigt). Von altadeliger Tugend kündigt der Eintrag: „Virescit vulnere virtus“ (Die Tapferkeit wird durch eine Wunde neu belebt).

Auch einige prächtig gemalte *bürgerliche Wappenbilder* erwecken unsere Freude, so das des Stuttgarters Johann Jacobus Schmirning mit Pfeil und Hammer. Darüber steht das Leitwort: „Deus providebit“ (Gott wird vorsorgen). Oder das des Professors und Pastors Pregitzer, über dem geschrieben steht: „In Monte Dominus providebit“ (Auf seinem heiligen Berg wird der Herr vorsorgen).

Von den *großen Gelehrten*, die sich eingetragen haben, steht an erster Stelle der berühmte Theologe, Mathematiker und Astronom Michael Maestlin, der Lehrer des noch größeren bahnbrechenden Astronomen Johannes Kepler. Er schrieb in seiner zierlichen Handschrift: „Omnis caro foenum, et omnis gloria eius quasi flos agri. Exiccatum est foenum, et cecidit flos, quia Spiritus Domini sufflavit in eo. Verbum autem Domini nostri manet in aeternum“ (Alles Fleisch ist wie Heu . . . – Jes. 40, 6–8). Bemerkenswert ist der Zusatz: Anno salutis reparatae 1622, d. h. im Jahr des wiedergewonnenen Heils

1622. Wie sehr hoffte offenbar Maestlin, daß das Unheil des bösen Krieges überwunden sei. Der hochangesehene Kanzler der Universität Matthias Hasenreffer erwähnte die Stelle aus Matth. 6: „Quaerite primum Regnum Dei et justitiam eius, ac cetera adicientur vobis“ (Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes . . .). Dabei befindet sich ein mit einem schwarzen Bartuch bedeckter Sarg, ein deutliches Mahnzeichen der totgeweihten Elendszeit. Ein anderer Gelehrter schrieb von gleicher Trauer erfaßt das Wortspiel nieder – es ist ein Wort Augustins –: „Ut mare non est sine fluctibus, ita vita Christianorum non sine luctibus“ (Wie das Meer nicht ohne Fluten ist, so ist das Leben des Christen nicht ohne Leid). Das Wortspiel fluctibus – luctibus ist in deutsch nicht wiederzugeben. Ein anderer sucht in Gott den höchsten Trost und letzten Halt mit den Worten: „Soli fide Deo: Soli constanter adhaere. A solo cunctis eripiere malis“ (Vertraue Gott allein: Halte Dich fest an ihn allein. Von ihm allein wirst Du allen Übeln entrissen). Ähnlich äußert sich ein weiterer Freund: „In Deo meo transgredior murum“ (Mit meinem Gott überspringe ich die Mauer). Die Erlösung von untragbarem irdischem Leid wird immer wieder in Gott gesucht und gefunden. Wieviel schwerer hat es heute mancher von religiösen



5. Die Grundwahrheiten des Christentums

Anfechtungen heimgesuchte Mensch und ist als Erbe der bis zum Äußersten vollzogenen Aufklärung mit seiner äußeren und inneren Daseinsnot weithin auf sich selbst und seinesgleichen angewiesen.

Der Mediziner und Rektor der Universität *Mögling* verewigte sich mit der für seine Wissenschaft bezeichnenden, von Hippokrates stammenden Erkenntnis: „Totus homo ex nativitate morbus est“ (Der ganze Mensch ist von Geburt an ein krankes Wesen). Wie hilflos rangen damals noch ärztliche Kunst und Wissenschaft mit der menschlichen Anfälligkeit! Trotz des evangelischen Geistes des Collegium Illustre, und obwohl Hezer evangelischer Theologe war, warteten auch katholische Äbte mit Beiträgen auf, so der Alpirsbacher *Abt Elias Zeitter*: „Una mihi in dubiis rebus Medicina: cor patris, os verax“ (In allen Zweifeln gibt es für mich nur ein Heil: Das Herz des Vaters, die wahre Offenbarung). Wie erfreulich, daß selbst angesichts der schweren gegenseitigen religiösen Anfeindungen während des Dreißigjährigen Krieges eine persönliche und natürliche religiöse Duldsamkeit möglich war! Ein Philologe, der ein fröhlicher Jägermann gewesen sein mag, schrieb das lateinische Distichon ein: *Venator defessa toro quum membra reponit, – Mens tamen ad sylvas et sua lustra redit*“ (Wenn ein Jäger seine müden Glieder auf der Ruhestatt niedergelegt, so

kehrt doch sein Geist zu den Wäldern und zu der Wildbahn zurück).

Von praktischer Lebensweisheit zeugen einige Einträge von *Juristen*, so: „Domi labor, foris prudentis, utrobique pietas“ (Zu Hause Arbeit, draußen Klugheit, überall Frömmigkeit). Ein anderer meint: „Qua sepes depressior, ibi transitus“ (Wo der Zaun niedriger ist, dort ist der Übergang). Ein Schlawmeier und Spaßvogel äußert sich: „Pieta ad omnia utilis est“ (Die Frömmigkeit ist zu allem nützlich). Oder liest man: „Otio ac quiete parta nemini immortalitas“ (Durch Müßiggang und Ruhe wird niemand Unsterblichkeit zuteil), oder findet sich das Wort: „Audace fortuna juvat, timidos reppelit“ (Den Kühnen hilft das Schicksal, die Furchtsamen schlägt es zurück). Ähnlich das Wort: „Famam extende facto et virtute“ (Erwirb Dir Ansehen durch Tat und Mannhaftigkeit), oder: „Amicum proba, probatum ama!“ (Den Freund erprobe, den erprobten liebe!). Und schließlich: „Fide, sed vide cui!“ (Trau, schau wem!).

Einen ergreifenden Mahnruf richtet der Tübinger *Jacob Ehinger* im Jahre 1622 an seine schwergeprüften Zeitgenossen (Abb. 3). Es ist die böse Zeit, die nach der Schlacht am Weißen Berg über Deutschland hereingebrochen war. Der lateinische Eintrag lautet in deutsch: „Im unmittelbaren Augenblick



6. Prozession von Flagellanten

sind die Zeiten sehr schlimm; laßt uns, o Deutsche, wachen, die Eintracht stärken, das entsetzliche Kriegslager verabscheuen; denn wenn wir uns selbst aufzehren, so gehen wir schnell zu Grunde. Aber Du, höchster Friedensrichter, schaue mit gütigen Augen auf unser niedergeschlagenes Deutschland, löse die Fesseln des Kriegs, befestige die Friedensbündnisse, so werden wir mit dankbarem Sinn Dein Lob in alle Ewigkeit verkünden." Auf dem danebenstehenden Bilde sehen wir den sich davonschwingenden Adler des Reiches, und über dem deutschen Rittersmann das zuckende Damoklesschwert des bitteren Krieges, der grauenvollen Bruderzwist und politische Freibeuterei europäischer Völkerschaften über Deutschland heraufbeschwor. Sorgen und bemühen wir uns heute nicht in der gleichen schmerzlichen Weise um einen wahrhaften Frieden der Völker! Manchmal scheint es uns, als ob der heimtückische Krieg ein unausrottbares Übel sei, von dem die leiderfahrene Menschheit immer wieder heimgesucht wird. Möge nicht neue harte Kriegsnot unserer warten, und möge unserem jungen Geschlecht ein freundlicheres Zeitalter ungestörten Arbeits- und Lebensglücks beschieden sein.

Besonders beachtenswert sind die zum Teil auf fei-

nem Pergament gemalten *farbenprächtigen* Bilder, die vielfach künstlerischen Rang einnehmen. Die meisten stammen von dem bedeutenden Tübinger Miniaturmaler Jakob Ramsler. Sie wurden entweder vom Eintragenden gestiftet oder vom Besitzer des Stammbuchs als schmückende Beigabe beim Künstler bestellt. Die Bilder sind religiösen, geschichtlichen, allegorischen und humoristischen Inhalts. Zu den *religiösen Bildern* gehören vier Frauengestalten. Die erste stellt das Symbol der christlichen Kirche und Gemeinde dar, die nach katholischer Auffassung mit der Mutter Gottes samt Jesusknaben gleichgesetzt wird. Doch fehlt die sonst beigefügte Mondsichel der Maria. Sie hält in der Linken eine Bibel mit dem flammenden Herzen Jesu, in der Rechten ein Kruzifix, auf dem strahlenumwobenen Haupt sitzt die Taube als Sinnbild des Heiligen Geistes. Unter dem linken nackten Fuß der Gottesmutter züngelt eine Schlange nach dem knienden Jesusknaben, ein unverkennbarer Hinweis auf 1. Mose 3, 15: „Derselbe soll dir den Kopf zertreten.“ Der Jesusknabe hält in der Rechten ein Buch, auf dem ein A und O zu erkennen ist. Über ihm steht das Wort *Simplicitas* (Einfalt). Die Kirche steht auf dem Grunde der Apostel und Propheten,

deren heilige Bücher an zwei Seiten des Sockels, d. h. des Ecksteins der Kirche, aufgestellt sind. Über dem Bild, das von einem stud. theol. Konrad Asimus gewidmet ist, findet sich noch ein Hinweis auf Matth. 6 und Titus 2. Die zweite Gestalt verkörpert das Bibelwort: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“ Die dahinschreitende Frau hat um die Rechte eine Schlange und auf dem Haupt die Taube. Ihre Lippen sind zum Reden geöffnet. Darüber steht ein Wort von Plinius: „Obscuris lucem dare difficile est“ (Es ist schwierig, den Verblendeten Licht zu bringen). Die dritte Gestalt ist die heilige Appolonia, die eine Beißzange mit ausgerissenem Zahn trägt. Sie erlitt im Jahre 249 den Märtyrertod, wobei ihr zuerst alle Zähne eingeschlagen wurden. Die vierte Gestalt ist die heilige Katharina mit der Krone auf dem Haupt, dem Schwert in der Rechten, mit dem sie nach dem Rädern enthauptet wurde, und der Palme in der Linken, der Glorie für das erlittene Martyrium. Zu ihren Füßen steht ein zerbrochenes Rad, mit dem sie gerichtet wurde. Der eintragende Freund schrieb dazu: „Fac bene dum vivis, post mortem vivere si vis“ (Tue Gutes, solange du lebst, wenn du nach dem Tode leben willst). In einer weiteren Frauengestalt sehen wir die damals hochgeschätzte Grammatik vor uns. Denn es steht darüber das Wort: „Grammatica omnium artium est clavis“ (Die Grammatik ist der Schlüssel zu allen Künsten).

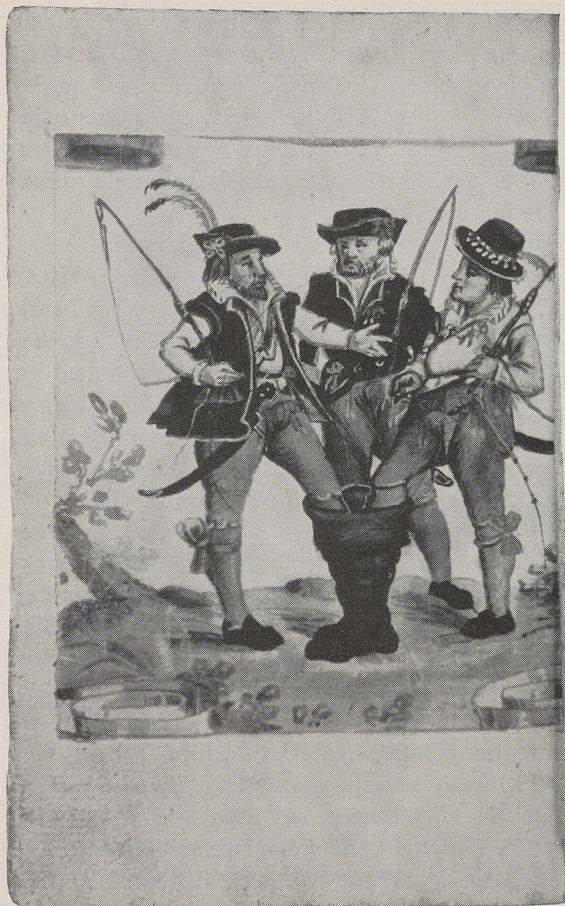
Weiter finden wir einen *Totentanz* (Abb. 4) mit einer deutlichen Spitze gegen die katholische Kirche. Denn der Papst spricht: „Ich lüg für Euch alle“, der Kaiser aber: „Ich streit für Euch alle“, der Rechtsgelehrte: „Ich red für Euch alle“, die vornehm aufgeputzte Dame: „Ich überlistige Euch alle“, der Bauersmann: „Ich ernähr Euch alle“, und schließlich der unerbittliche Knochenmann: „Ich erwürg Euch alle.“

Ein besonders fein ausgeführtes Bild bringt die *Grundwahrheiten des Christentums* zum Ausdruck (Abb. 5). In der Mitte sehen wir die Waage der Gerechtigkeit, links Christus am Kreuz, den Anker des Glaubens und das Lamm Gottes, rechts den Pelikan, der sich selbst die Brust aufreißt, um seine Jungen zu tränken, ein Sinnbild der sich aufopfernden Liebe, hier auf den Kreuzestod Christi gedeutet. Der Pelikan ist aber auch ein Sinnbild der Unsterblichkeit, das in den Katakomben häufig verwendet wurde. Hinter dem Pelikan ringelt sich eine Schlange um einen Handspiegel, in den sie schaut.

Hier sind zwei neutestamentliche Aussagen miteinander verknüpft: Joh. 3, 14 und 1. Kor. 13, 12 (Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort). In den auf den Handspiegel treffenden Strahlen erblickt die Schlange das Licht des Kreuzes. Daneben steht noch der Kelch des christlichen Abendmahls.

Ein doppelseitiges Bild stellt die grauenhafte *Prozession von Flagellanten* (Geißlern) dar (Abb. 6). Einer der Mönche trägt ein Kreuz voran mit Lanze, Schwamm und Geißelgeräten, dazwischen schreiten schwarz gekleidete Büsser als Kreuzträger und am Schlusse solche, die ihre Arme schmerzlich büßend an einer Stange waagrecht ausstrecken müssen; und vor diesen sehen wir Fackelträger mit den Bränden zur Ausrottung der entsetzlich wütenden Pest.

Unter den *geschichtlichen Bildern* sind an erster Stelle zwei Darstellungen aus dem *Ritterleben* zu erwähnen: eine Reiherrbeize oder Falknerei inmitten eines wundervollen schwäbischen Landschaftsbildes, eine Sportart, die heute wieder zu Ehren gekommen ist; sodann eine Reitschule, der offenbar die Reithahn des Collegium Illustre zu Grunde liegt, wo ritterliche Künste wie Reiten, Fechten, Tanzen, Ballspiel, besonders gepflegt wurden. Eigenartig ist ein Bild, das drei Bauern, mit Säbel und Peitsche bewaffnet, darstellt, die je ein Bein in einen großen Stiefel stellen (Abb. 7). Einer von ihnen (rechts) führt das Wort, offenbar in einer ernsten Sache. Man könnte hier an einen „*Bundschuh*“ denken. „*Einen Bundschuh machen*“ heißt sich verschwören, und danach sehen diese drei Bauern aus. Freilich ist der Bundschuh ein Schuh, von Bauern getragen, der nur bis an die Knöchel reicht, während die Herren Stiefel trugen. Nach diesem Bild hätten sich also die Bauern in einen Herrenstiefel gezwängt, d. h. sich gegen diese verschworen. Eine sehr realistisch anmutende Darstellung zeigt die *Er-mordung des Holofernes durch Judith*. Judith, hochgeschürzt in der Rechten das Schwert, ist eben dabei, mit der Linken das Haupt des Holofernes in einen Sack zu werfen, den ihr die Dienerin hinhält. Ein *humoristisches Bild* stiftete ein M. Jacobus Frhr. Mompelgardt als „*Zeichen seiner nicht erdichteten, noch gemalten, sondern wahren Liebe*“. Die Graf-schaft Mömpelgard war durch Heirat an das Haus Württemberg gefallen. Es sind *drei Damen*, von vorn und von hinten dargestellt. Dazu schrieb er (in Latein), es sei schwer zu sagen, welche die vorzüglichere sei, er (Hezer) solle sich eine von ihnen auswählen, ihm selbst gefalle jede. Wir haben hier



7. Drei Bauern verschwören sich gegen ihre Herren



8. Die Vergänglichkeit des menschlichen Daseins

eines der seltenen alten Trachtenbilder vor uns, bei denen auch die Rückseite der Kleidung dargestellt wird. Ein zweiter Mömpelgarder ließ in launiger Weise eine nackte Frau malen mit der altfranzösischen Aufschrift aus Sprüche 11, 22: „Ein schön Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit goldenem Haarband.“

Recht humdevorvoll ist das Bild, das ein Liebespaar unter einem Baum zeigt, an dem eine Nonne vorübergeht, während im Hintergrund ein Mann einen Holzschlegel gegen das liebestrunzene Paar erhebt. Darunter stehen die Verse: „Wie küssen sich die Zwei so fein! Wer küßt mich armes Nönnlein? Ich mit meinem Holzschlegelein!“ In einem weiteren Bild sehen wir ein Ringspiel. Acht Mädchen sitzen auf dem Boden im Kreise herum, ihre Hände

sind durch eine Decke verhüllt. Ein junger Mann sucht den versteckten, von Hand zu Hand gereichten Ring und hat eben ein Mädchen, offenbar die Falsche, um die Hüfte gefaßt. Die anderen sehen belustigt nach ihm hin. Unter dem Bild stehen die Worte: „Mit tanzen schön schieben und springen thu ich all meine Zeit verbringen.“ Mitten in schweren Zeitläuften finden wir die natürliche Fröhlichkeit des Spieles, auch als ein Zeichen des sich allmählich in Deutschland durchsetzenden barocken Lebensgefühls.

An das sagenhafte Schlaraffenland erinnert ein weiteres humorvolles Bild: zwei Schweine stecken in einem Faß, aus dem zwei Köpfe und nur zwei Beine herausragen. Das eine Schwein trägt im Maul einen Speiß mit Würsten und sonstigen Leckerbissen. Dar-

über steht: Gula, d. h. Schlemmer. Ob wohl Hezers Freund Lang diesen damit verspotten wollte? Weiter sehen wir einen eigenartigen *Strafvollzug*. Vier Küfer sind damit beschäftigt, die Reifen eines großen und eines kleinen Fasses anzutreiben. Aus dem großen ragt ein menschlicher Kopf hervor, der in das kleinere Faß gezwängt wird. Über dem Ganzen steht: „Deus intuetur omnia“ (Gott sieht alles). Zum Schluß sei ein Bild gezeigt (Abb. 8), das ein Konrad Kempfer „Fratrī commensali suo carissimo“ (seinem teuersten brüderlichen Tischgenossen) einzeichnen ließ (pingi curavit). Es stellt in einem ausgesprochen barock geprägten Stil einen *seifenblasen-*

den Knaben dar, neben dem eine Sanduhr steht und der auf einem vermoderten Totenkopf sitzt. Es läßt uns die Vergänglichkeit alles menschlichen Seins deutlich spüren.

Leider kann ich hier nur einen auf die wichtigsten Einträge beschränkten Ausschnitt aus diesem abwechslungsreichen Stammbuch vorführen, in dem sich die damalige Zeit so lebendig spiegelt. Dabei erkennen wir auch, daß uns heutigen Menschen ein im Grunde ähnliches Schicksal beschieden ist und unser Denken und Fühlen berührt, und wir empfinden, daß das uns zugeteilte Menschenlos seine dauernde Wiederkehr feiert.

Mr bietet d'Zeit

En de Dörfer, do tuet mr net grüesse',
do hoast's, mr bietet oam d' Zeit.
Was mr do saet, dees hot mr müesse'
als Kend schao' lerne' beizeit.
s ist net bloß e' Wei'sche' nü ond au rü,
mr schwätzt mitnander, mr kennt se jo guet;
mr frogt ond geit no au Antworte' drü,
nemmt A'toal, was mr grad tuet.
Wie saet mr, wenn oam ebber verkommt?
Mr saet: Kommet r? oder: Kommst au?
s kommt druf a', wear jetzet grad kommt,
e' Alts, e' Jongs, Ma' oder Frau.
Mr saet: Geant r hoam? ond: Ganget r naus?
Geant r ge Schneide'? Ge Hacke'?
Wöllet r hoam zues? Wurd s dürr? Geit s aus?
Was schaffet r? Wöllet r s packe'?
Haut s? so saet mr no, wenn d Leut mähet.
Fleißech? ka' mr emder schier sage'.
Goht s guet? beim Zackere' ond beim Sae',
daß dr Acker Fruucht soll trage! –
Dees send so Froge', ond uf die na'
könnt mr emder schier sage: Jo.
Mr sieht dees aber schiergar für grob a'.
Lieber ond feiner saet mr do no:
e' bißle, ordelech, s goht schao',
ond: s tuet s, ond: mr ist z friide'.
E' jeder woaf, so will mr s hao',
no herrscht em Dorf dr Friide'.

Karl Häfner

August Halm und Theodor Karl Schmid

Musikalische Sonderklassik in Schwaben

Von Wolfgang Pfeleiderer

Den Jüngeren unter unseren heutigen Musikverständigen dürfte der Titel dieses Aufsatzes kaum etwas Greifbares sagen. Aber in manchen von den älteren mag er die Erinnerung an zwei merkwürdige Männer erwecken, die auf eine zugleich hellstichtige und zugleich blinde Art die Musik ihrer Generation zu reformieren suchten: *August Halm* (1869–1929) und *Theodor Karl Schmid*, der vor kurzem, Anfang April des Jahres, 87jährig gestorben ist. Beide waren ungewöhnliche Figuren, Urschwaben, besessen, wie ihrer so viele, von einem eigensinnigen, kompromißlosen Idealismus, Urmusikanten, wie man sie bei uns selten findet, Männer zugleich von ausgeprägtem Profil, ein wenig schrullig manchmal und weltfern, dabei aber von freier, eigenwüchsiger Denkungsart, denen, persönlich, in Briefen oder Aufsätzen zu begegnen, immer Gewinn und Anregung brachte, ganze Kerle in ihrer Art, dergleichen heute kaum mehr auf unserem Boden wachsen.

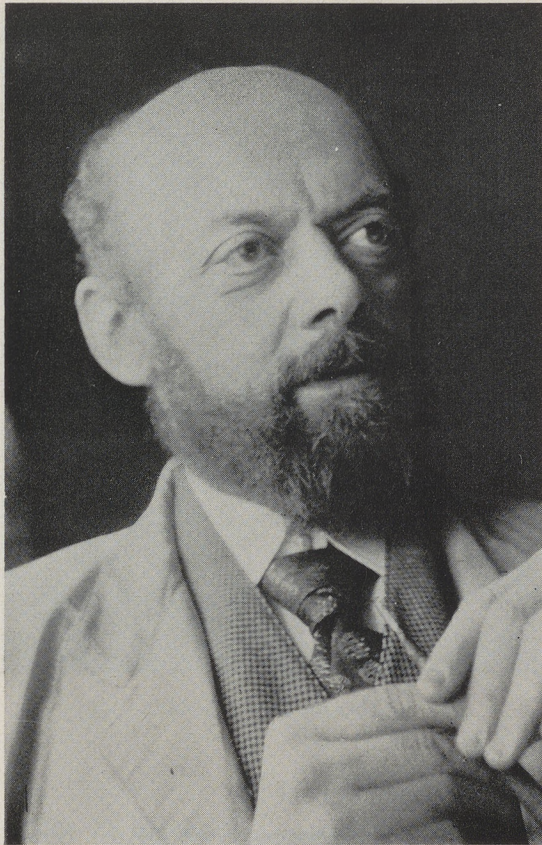
Als Komponisten standen die beiden im Widerspruch zu ihrer Zeit. Die Musik nach Wagner, Bruckners Sinfonie ausgenommen, schien ihnen nervös, effekt- und affekthaft überspannt. Sie sei, diese neue Musik, verdorben durch individuelle Willkür; es fehle die geistige Haltung und damit die musikalische Form. Die Musik wieder zu sich selbst zu bringen, müsse man sich an *Bach* orientieren: hier sei man an der Quelle neuer Formkräfte. So etwa ließ sich Halm in persönlichem Gespräch vernehmen und gab damit, vor zwei bis drei Generationen, ein fast „modernes“ Programm, das er und sein Freund und Schüler Schmid in ihren Kompositionen beispielhaft zu verwirklichen suchten.

Über August Halms Erscheinung, der, ungemein vielseitig begabt, als Komponist, Zeichner, Dichter und Musikschriftsteller schaffend tätig war, liegt ein seltsames Verhängnis. Erfüllt von dem Glauben an seine Musik und ihre geschichtliche Bedeutung, zweifelte er nicht daran – er soll es einmal ausgesprochen haben –, daß er einst berühmter sein werde als Richard Strauß, in dessen Musik er den Gegenpol seiner eigenen sah. Er hat sich furchtbar getäuscht. Die „Geschichte“ hat von seiner Musik kaum Notiz genommen. Dennoch: er ist berühmt geworden, nicht als Musiker, sondern als Musikschriftsteller. Man

darf in ihm allen Ernstes den Begründer einer neuen Musikkritik sehen, die sich nicht mehr an der Aufzählung von Tatbeständen der äußeren Form genügen läßt und dem Inhalt durch Übersetzung der Sprache der Musik in die der Dichtung, durch „Poetisierung“, nahezu kommen sucht, sondern neue begriffliche Werkzeuge schafft, mit deren Hilfe sich der eigentlich musikalische Gehalt einer Komposition aus dem Formgeschehen erschließen, charakterisieren und bewerten läßt. In drei Büchern, schmalen Bänden (*Von Zwei Kulturen der Musik – Von Grenzen und Ländern der Musik – Anton Bruckner*) legte er seine Einsichten dar in einer geistreichen, plastischen Sprache, die in sich selbst ein glänzendes Beispiel seiner neuen Analyse musikalischer Formen gab.

Halms Musik, wie die seines Gesinnungsgenossen Theodor Karl Schmid, hat sich nicht durchgesetzt und hat keine Nachfolge gefunden: ein Schicksal, das die beiden mit so vielen begabten und begabteren Komponisten teilen. Die Geschichte hat so entschieden – auf Grund von unbekannten Gesetzen, nach denen Kunstwerke sterben oder weiterleben. Damit könnten wir zur Tagesordnung übergehen. Aber da ist ein Punkt, der uns zu einer Überprüfung des Urteils der Geschichte aufruft.

Halm hat einmal in einem Aufsatz „Selbstkritik“ (*Die Freie Schulgemeinde* X/1) gesagt: „Ich behaupte, einen neuen Typus der Fuge gefunden und aufgestellt zu haben . . .“ Daß er hinzufügt „Ich halte ihn für den höheren gegenüber dem Bachs“, wollen wir mit Nachsicht übergehen und fragen, was er mit dem neuen Typus der Fuge gemeint haben mag. Studiert man seine Fugen (am besten die im Ersten Band der *Bärenreiter*-Ausgabe 230), so findet man etwas, was man als Säkularisation der Fuge Bachs bezeichnen könnte. Bachs Fuge ist Sinnbild einer kosmischen Ordnung, die der Gottesglaube des Meisters zum Tönen bringt. Dieses sakrale Element fehlt der Fuge Halms. An seine Stelle tritt das humane Ethos der klassischen Periode, tritt die neue persönliche Freiheit, die gelassener disponiert und sich bei aller kontrapunktischen Verpflichtung auch von den Kräften der Harmonie führen läßt. Es sind Fugen, in denen, wie Schmid einmal gesagt hat, Bachs Fuge weiterlebt, während zugleich das Blut Beethovens und Bruck-



August Halm

ners in ihnen kreist – das Blut der *Sonate*, möchten wir hinzufügen.

Nun muß man zugeben, daß vor Halm und Schmid niemand versucht hat, die Fuge Bachs in einem neuen, vom Geist der Klassik erfüllten Typus weiterzuentwickeln. Bei den Klassikern erscheint sie zwar immer wieder, aber zumeist als Episode, als „Fugato“, als eine Möglichkeit der Verarbeitung eines Themas neben anderen. Selbständige Fugen begegnen beim späten Beethoven, sonst aber selten. Erst Reger gibt in seinem musikalischen Schaffen der selbständigen Fuge breiteren Raum. Seine Fugen, mit souveräner Kunst der Kontrapunktik aufgebaut, flott, geistreich, oft spielerisch, manchmal vermöge ihrer Chromatik ein wenig teigig, „aus der Tube gedrückt“, sagte Halm einmal, sind prächtige Musik, wie die von Mozart, Beethoven, Brahms, aber mit der Fuge Bachs haben sie alle wenig zu tun. Schon daß das Präludium zumeist fehlt, das in freierem kontrapunktischem Stil die strenge Form der Fuge gleichsam sucht und den Ein-

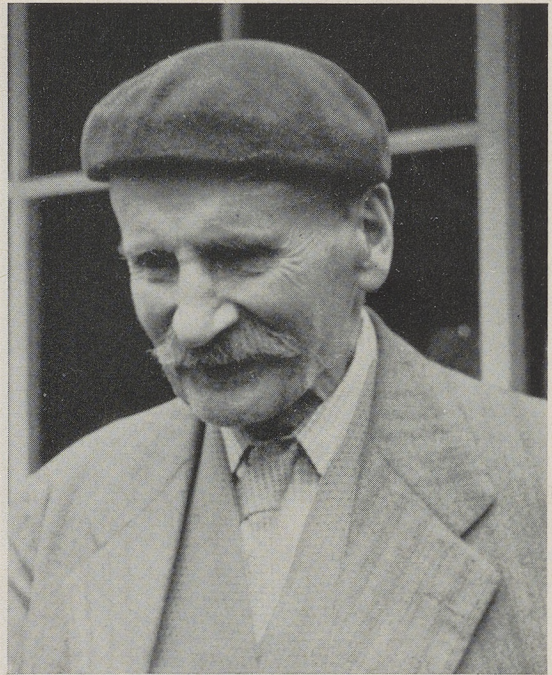
tritt des Fugenthemas zum musikalischen Ereignis macht, zeigt, daß die Klassiker etwas anderes wollten als Bach, der das Präludium doch nur ausnahmsweise preisgibt. Es fehlt aber auch die innere Gefaßtheit und Würde, die gesammelte, gleichsam in stiller Ehrfurcht vor dem Gesetz wirkende Kraft, kurz die geistige Haltung der Fuge Bachs.

Dagegen haben Halm und Schmid sich bemüht, Bachs Fuge in ihrer ganzen Tiefe und Eigenart zu erfassen und ihr in neuem Kleid ein neues Leben zu geben – etwas, was vor ihnen niemand versucht hat. Damit ist freilich über die musikalische Qualität dieser Fugen nichts gesagt. Halm selber, der seine Fugen für besser hält als die Bachs, gibt zu, daß sie ihm „weniger geglückt“ seien als Bach die seinen. Warum, das sagt er nicht. Ich glaube aber den Grund zu sehen. Es ist in all seiner Musik zu viel Gewolltes. Der „glückliche“ Wurf gelingt ihm selten und am ehesten dann, wenn er nicht an sein Programm denkt – wie in seiner Sinfonie in A, die vom Orchester des heutigen Staatstheaters ein paarmal aufgeführt wurde, und in der Musik zu Shakespeares „Was ihr wollt“, einer für die Schüler des Landeserziehungsheims Wickersdorf geschriebenen Gebrauchsmusik. Seine „seriösen“ Kompositionen, also gerade auch die Fugen, sind zu sehr gedacht, um ganz lebendige Musik zu werden. Halm hat nie gesehen, daß der Künstler im Schaffensprozeß alles Gewollte vergessen, vielmehr es in den Glutfluß des Ganzen einschmelzen muß. So hört man Halms Musik, nicht ohne die makellose kompositorische Arbeit, die noble Erfindung, den künstlerischen Ernst anzuerkennen, aber man liebt sie nicht, man wird nicht auf die Dauer festgehalten.

Hierin unterscheidet sich von Halm auf glückliche Weise sein Schüler oder Jünger Th. K. Schmid, der das Programm des neuen Fugentypus von ihm übernommen hat. Schmidts Musik ist überall unmittelbarer als die Halms. Sein Stilwille geht aus einer natürlichen persönlichen inneren Haltung hervor oder ist in sie eingegangen, und da er in der Erfindung durchaus eine Originalität eigener Rasse zeigt, so wirkt seine Musik freier, beschwingter, ansprechender als die Halms. Seine wohl am besten gelungenen Fugen (ich nenne die zu zwei Klavieren in E, in D und F), von richtigen Präludien eingeleitet, haben bei aller Spannung eine schöne, zu ruhigem Mitschreiten einladende Weiträumigkeit, und es gelingt ihnen etwas, was sonst nur Bachs Fuge leistet: das als ein „unbeschriebenes Blatt“ auftretende Thema wird durch alles, was es im Verlauf des musikalischen Geschehens erleidet und erwirkt, zum Rang gleichsam einer

mit reiferem innerem Leben erfüllten Persönlichkeit gesteigert.

Th. K. Schmid ist im Jahr 1876 in Ebersbach/Fils geboren und in einfachen, aber wohlhändigen Verhältnissen aufgewachsen. Der Vater, Bäckermeister, war ein ungewöhnlicher Mann, der mit der Feder umzugehen wußte, der Gedichte schrieb, der auch Sänger war und daneben ein tüchtiger, unermüdlicher Arbeiter, als Mann von bürgerlichem Ansehen lange Zeit Mitglied des Gemeinderats seines Orts. Karl Schmid, der jüngere, wird Lehrer. Präparandenanstalt in Eßlingen, Seminar in Nürtingen, unständige Verwendung auf dem Land, dann in der Nähe Stuttgarts sind die ersten Stationen seines Lebenswegs. Nach Stuttgart ziehen ihn Oper und Konzerte und die Möglichkeit Musik zu studieren, die er mit Leidenschaft ergreift. Denn die Musik hatte den Jungen schon früh in ihren Bann gezogen und ließ ihn nicht mehr los. Er hatte als kleiner Junge auf dem Klavier des Bruders geklimpert und konnte es zum Erstaunen des älteren ohne Unterricht bald besser als er. Die entscheidende Wendung im Leben Schmidts war die Begegnung mit Halm und Gustav Wyneken, dessen Gestalt damals noch nicht im Zwielicht einer fatalen Begeisterung für die nordische Rasse stand. Schmid war, von Halm eingeladen, ein paar Monate Musiklehrer in dem von dem bekannten Pädagogen Paul *Geheeb* geleiteten Landerziehungsheim Haubinda. Dort traf er auch Gustav *Wyneken*, der später mit Halm zusammen die „Freie Schulgemeinde Wickersdorf“ gründete. Mit beiden blieb Schmid weiterhin in Verbindung. Die längste Zeit seiner Berufsarbeit, nun als Musiklehrer, widmete er dem Seminar Nagold, wo er es verstand, im Geist Halms und Wynekens arbeitend, die gespannte, dichte Atmosphäre eines regen, vielseitigen musikalischen Lebens zu erzeugen, aus dem zahlreiche seiner Schüler Unverlierbares an Eindrücken, Wertungen, Kenntnissen und Fähigkeiten geschöpft haben. Im Jahr 1938 wurde das Seminar Nagold aufgehoben, dem Schmid 25 Jahre seines Lebens geschenkt hatte. Im Ruhestand widmete er sich mit unermüdlichem Eifer seiner Komposition. In einer Skizze seines Lebens sagt er von seiner Tätigkeit in Nagold: „Es war ein freundliches Schicksal, das mich nach Nagold geführt hatte. Mein Leben ist hier schön geworden und hat Tiefgang erhalten. Ich betrachte es als ein Glück, daß ich Liebhaber zu bilden hatte und nicht Berufsmusiker. Es lohnt sich zu fragen, ob die musikalische Bildung des



Theodor Karl Schmid

Liebhabers nicht wichtiger ist als die des Berufsmusikers.“

„Musikalische Sonderklassik in Schwaben“: es ist kein Zufall, daß es so etwas gibt. Die Schwaben haben immer, offen oder „hehlingen“, der Klassik zugeneigt. Bindung der Kräfte im Gleichgewicht ist ihnen immer näher gelegen als ihre Entfesselung in barockem Überschwang. Man muß sich ins Gedächtnis zurückrufen, wie viele hervorragende Persönlichkeiten unter den Vertretern der deutschen Klassik Schwaben waren. Nicht zu reden von den Dichtern, Schiller und Hölderlin, an die jeder denkt: da waren auch bedeutende Maler, Heinrich *Füger*, Philipp Fr. *Hetsch*, Gottlieb *Schick* und die Bildhauer *Dannecker*, *Scheffauer* und Konrad *Weitbrecht* (mit seinen reizvollen Wasseralfinger Reliefs). Und wenn die Baumeister am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts zumeist Fremde waren, Italiener und Franzosen, so hatte sich der Geschmack der Fürsten mit Bedacht Künstler gewählt, die vom Geist der Klassik beherrscht waren. Daher haben ja die repräsentativen Bauten dieser Zeit in unserem Lande klassizistisches Gepräge. Ein latenter Klassizismus ist aber neben anderen Stiltendenzen noch im späteren 19. Jahrhundert da und dort zu spüren,

etwa in den Arbeitergestalten Friedrich *Kellers*, in den Bildnissen von Käthe *Schaller-Härlin*, ja heute noch in den abstrakten Figuren eines Oskar *Schlemmer*. Unter den Plastikern wäre in diesem Sinne Alfred *Lörcher* zu nennen, vielleicht auch Edwin *Scharff*, und unter den Baumeistern Christian Fr. *Leins*, dem wir den Königsbau in Stuttgart verdanken (1839) – er war zu seiner Zeit eine europäische Berühmtheit, ein Mann der alles „konnte“, italienische Renaissance (Villa Berg), Romanik und Gotik – daß zur selben Zeit Stuttgart ein Schillerdenkmal bekam in edelstem klassizistischem Stil, das schönste wohl, das es gibt, paßt gut in dieses Bild. Sieht man die Musik der Halm und Schmid im Zusammenhang mit diesen charakteristischen Zügen der Kunst in Schwaben, so gewinnt sie an Gewicht und innerer Berechtigung. Sie ist nicht nur ein Ausreißer in der musikalischen Entwicklung der Zeit, sie

ist nicht nur rückständiger Eklektizismus, sie ist ein echt schwäbisch-eigensinniger Versuch, etwas von dem unschätzbaren Wert der Musik Bachs in eine neue Zeit hinüberzuretten, die zunächst gerade in der Loslösung von Bach ihre Chance sah, wobei wir gewiß nicht übersehen, wieviel fruchtbare Anregung Mozart, Beethoven und sogar Schubert in ihrer Spätzeit aus dem Studium der Musik Bachs schöpften. Wir sind, wir Schwaben, arm an musikalischen Talenten. So möchte es uns wohl anstehen, ausgewählte Werke von Halm und Schmid, besonders unter ihren Fugen, im Rundfunk oder in Konzerten immer wieder einmal zu Gehör zu bringen, nicht nur aus provinzieller Pietät und musealem Interesse, sondern weil ihre Musik als eindrucksvolles Beispiel einer legitimen, originalen, geistreichen Weiterbildung der Fuge Bachs auch uns Modernen noch etwas zu sagen hat.

Allerseelenwunder

Wollt Ihr, daß wir Eure Gräber schmücken,
Wenn im Herbst die grauen Nebel regnen?
Sind nicht anderswo die kühnen Brücken,
Da sich tröstlich Hier und Dort begegnen?

Seht! die Kammer, drin der Leib begraben,
Schmücken wir, um Euren Geist zu rühren,
Und der stille Anruf unsrer Gaben
Soll der Seelen Flug zur Erde führen.

Nur den Glaubenskräften wird es glücken,
Diesen dunklen Wundersinn zu finden:
Daß am Orte, wo Gebeine modern,

Wenn die Allerseelenkerzen lodern
Und der Asten bunte Farben schwinden,
Dies- und Jenseits dicht zusammenrücken.

Walter Kittel

Eine musikalische „Fahrt ins Blaue“

Berichtet von Hermann Mall

Fahrten „ins Blaue“ bringen immer Überraschungen. Neue, bis jetzt noch nicht erlebte Landschaften lernt man kennen, zumal man ja möglichst nicht die vielbefahrenen breiten Straßen benützt, sondern sich auf stillen, abgelegenen Wegen bewegt, die wenig begangen sind. Aber nicht bloß geographische oder naturwissenschaftliche Fahrten „ins Blaue“ sind anziehend, auch geschichtlich oder gar musikalisch ausgewertete Fahrten dieser Art können sehr interessant sein. Wählen wir zu einer solchen Fahrt einmal die Landschaft „Hohenzollern“ aus. Dieses Land hat Plätze aufzuweisen, die von Musik überquellen, denken wir an die Fürstenhöfe in Hechingen und Sigmaringen, die in der deutschen Musikgeschichte eine besondere Rolle spielen und über die schon dicke Bücher geschrieben wurden. Ähnlich ist es mit der musikgeschichtlichen Sendung des Klosters Beuron. Diese Plätze, deren musikgeschichtliche Bedeutung weit in die große Welt hinausgedrungen ist, wollen wir aber auf unserer Fahrt ins Blaue nicht besuchen. Wir kümmern uns viel lieber um die Plätze mit Klängen voller Heimlichkeit und Innerlichkeit, von denen nicht viel ins weite Land gedrungen ist, die aber trotzdem voller Überraschungen sind.

Steigen wir zunächst hinauf auf die Burgen und Schlösser. In der Kemenate des kühnen Schlosses Wildenstein hoch über der Donau konnte man einst viel Musik hören. Der lebenslustige Gottfried Werner Graf von Zimmern († 1554) war der Musikanter, dessen Lautenspiel und Gesang so fröhlich ins Donautal hinunterklang. Sein Kamerad, der Meßkircher Organist, Meister Andreas Reuter, stand ihm treu zur Seite. Die Enkelin dieses musikfreudigen Schloßherrn von Meßkirch und Wildenstein, *Anna von Zimmern*, hatte die Liebe zur Tonkunst geerbt und sie durch Heirat ins Hechinger Schloß ihres Gemahls Graf Niklaus II. hinübergetragen, wo sie von Enkeln und Enkelkindern viele Jahre lang gepflegt wurde und den Hechinger Hof zu einem wirklichen Musenhof werden ließ. Die Liebe zur Musik war ein besonderes Erbteil all der Fürsten von Zimmern. Der Vater von Gottfried von Zimmern, Johann Werner der Ältere († 1495), war ein begeisterter Musikanter, wie der Chronist berichtet, „auf allen Instrumenten hocheffahren und geübt“ und legte sich allerlei Musikanten zu, u. a. einen Lautenspieler, von dem gesagt wurde, er sei so „fürträffenlich“ im Lautenspiel, „daß man zu disen zeiten wenig seinesgleichen gefunden hätte“. Dieser Meister war so hoch geachtet, daß sein Herr nicht einmal darauf einging, den Lautenkünstler an Kaiser Maximilian abzutreten für einen Regensburger Reichstag, und bei diesem darob sehr in Ungnade fiel.

Das unvergleichlich schön gelegene Schloß Haigerloch lädt auch zu einem Besuch ein. Es ist die dritte der Hohenzollern-Residenzen außer Hechingen und Sigmaringen. Leider scheint man die Tonkunst dort nur in bescheidenem Umfang gepflegt zu haben. Graf Christoph von Zollern-Haigerloch, der 1576 zur Regierung kam, war nicht so musizierfreudig wie seine Brüder, die Grafen von Sigmaringen und Hechingen. Er besaß nicht einmal eine eigene Kantorei. Seine Hochzeit (19. August 1577) mit der Tiroler Freiin von Welsberg, mußte in Sigmaringen gefeiert werden, damit die dortige Hofmusik zusammen mit der von Hechingen die Feier be spielen konnte. Als ersten Musikanten bestellte Graf Christoph den Organisten und Zinkenisten Martin Mair aus Hechingen, an dem er jedoch keine restlose Freude hatte, weil er ihm seine Schulden, die er in Hechingen machte, zahlen mußte.

Die dritte Tochter des Grafen Christoph, Gräfin Maria Sidonia, war sehr musikalisch und musizierfreudig. Nach ihres Vaters Tod trat sie in das Clarissinnen-Kloster in Söflingen ein. 1630 wurde sie Äbtissin im Clarissinnenkloster in Pfullingen. Im Mittelpunkt der Haigerlocher Musikpflege stand die kirchliche Liturgie. Hauptstütze dafür war die Schule. Lehrer und Schüler hatten die Kirchenmusik zu bestreiten.

Bei der Totenfeier des Grafen Christoph von Zollern (21. 4. 1592) musizierte die Hechinger Hofkapelle. Ein besonders festlicher Anlaß zum Musizieren war die Einweihung der Haigerlocher Schloßkirche im Jahre 1608. Den musikalischen Teil besorgte wie gewohnt die Hechinger Hofkapelle unter dem Kapellmeister Johann Fabritius. In einem besonderen Stiftungsbrief wurde festgelegt, daß bei dem großen Jahrestag der gräflichen Familie von Zollern-Haigerloch (am 21. April jeden Jahres) zwölf Priester aus der ganzen Grafschaft „verordnet“ waren nebst etlichen Schulmeistern, die der Kirchenmusik zur Verfügung stehen mußten. Einer dieser Haigerlocher Schulmeister, Wolfgang Müller, brachte der Fürstin zum Neujahr 1593 mit etlichen Musikanten und Schülern einen musikalischen Glückwunsch.

Eine Stätte edelster Musikpflege waren die Klöster. Hier auf unsrer Fahrt durch Hohenzollern wollen wir auch das Augustinerinnenkloster Inzigkofen begrüßen, das in alten Zeiten eine besondere Pflegestätte heiliger Musik war. Das bekannte Weihnachtslied des bedeutenden Mystikers Johannes Tauler – „Es kommt ein Schiff, geladen bis an den höchsten Bord“ – wurde schon 1475 in Inzigkofen gesungen.

Auf unserem weiteren Weg begegnet uns das Städtchen Veringenstein. An der Südfront der im letzten

Jahrzehnt erbauten Volksschule fällt uns ein großes Wandbild auf, das einen Gelehrten im Kreis einer Schar von Klosterschülern darstellt. Es ist der im Jahr 1013 geborene Gelehrte und Musiker Hermann Contractus (d. h. der Lahme). Seine Eltern, Grad Wolfrad und dessen Gemahlin Hiltrud hatten ihren Wohnsitz im oberschwäbischen Altshausen. Der Sohn Hermannus war von Kind auf an allen Gliedmaßen fast vollkommen gelähmt. Er konnte sich nicht ohne fremde Hilfe bewegen, ebenso waren Mund, Zunge und Lippen gelähmt. Auf Grund seiner Begabung studierte er trotz aller körperlichen Hemmungen mit unermüdlichem Fleiß. Seine musikalische Ausbildung erhielt er im Kloster St. Gallen. Später zählte er zu den geistigen Leuchten des Klosters Reichenau. Dort dichtete und komponierte er allerlei Hymnen und schrieb sie in Neumenschrift auf. Unter anderem stammt von ihm das berühmte Marienantiphon „Salve regina“. Ihm ist auch die einfachste, beste und feinste mittelalterliche Darstellung des kirchlichen Tonsystems gelungen, indem seine Tonschrift nicht die einzelnen Tonsstufen, sondern die Intervallfortschreitungen bezeichnen sollte. Eigenartig ist, daß er in die Musikgeschichte eingegangen ist als „Graf von Veringen“. Zu seinen Lebzeiten (gestorben am 24. Sept. 1054 und neben seiner Mutter in Altshausen beerdigt) gab es noch keine Grafen von Veringen. Diese tauchen in der Geschichte auf seit 1134 als Nachkommen der Altshauser Linie und dadurch mit Hermannus Contractus verbunden. Schon einige Generationen vor 1134 kennt der Volksmund die Bezeichnung „Grafen von Veringen“.

Bei unserer Rückkehr nach Reutlingen steigt noch eine

musikgeschichtliche Erinnerung auf an unser Hohenzollern-Ländchen, mit der wir unseren Bericht abschließen wollen:

Es mag ein festlicher Tag gewesen sein, als im Jahr 1498 Kaiser Maximilian I., von Augsburg kommend, mit großem Gefolge nach Reutlingen kam. Auf der Reise zum Reichstag nach Freiburg wollte er hier kurzen Aufenthalt nehmen. Trotz der großen materiellen Belastung wurde ihm ein großer Empfang bereitet. Unter dem erlauchten Gefolge waren zwei in der deutschen Musikgeschichte wohlbekannte Persönlichkeiten. Das eine war *Friedrich von Hohenzollern*, geb. 1450, Bruder des damals regierenden Hohenzollernfürsten Eitel Friedrich III. und seit 1486 Fürstbischof von Augsburg. Seine musikalische Begabung und seine Leistungen auf dem Gebiet der Kirchenmusik mögen Grund genug gewesen sein, zur Freundschaft mit Kaiser Maximilian I. Der andere bedeutende Musiker, der zum Gefolge des Kaisers gehörte, war der Karthäuser-Prior und spätere Universitätsprofessor *Gregorius Reisch*. Seine Heimat war Balingen. Er war der erste bedeutende Musiker, der vom Fürstenhaus der Hohenzollern in seiner musikalischen Ausbildung gefördert wurde. Beim obengenannten Kaiserbesuch in Reutlingen wurde er durch seinen Freund, Fürstbischof Friedrich von Hohenzollern, dem Kaiser vorgestellt, der ihn in hoher Wertschätzung seiner Persönlichkeit später zu seinem Beichtvater machte. Der sterbende Kaiser rief ihn 1519 zu sich nach Wels, ihm „Wegweiser zum Himmel“ zu sein. Reisch ist in jedem Musiklexikon zu finden als Verfasser bedeutender musikwissenschaftlicher Abhandlungen.

Der Herr Klosterapotheker erzählt

Ein Stück Kulturgeschichte aus der Zeit um 1800

Herr Kurt Raisig-Künzelsau, einer alteingesessenen Hohenloher Familie entstammend, hat unter seinen Familienpapieren interessante Erinnerungen seines Urgroßvaters, des *Schöntaler Klosterapothekers* Christian Ludwig Fortbach gefunden. Der Herr Klosterapotheker erzählt aus der geschichtlich sehr bewegten Zeit der Französischen Revolution und der napoleonischen Grenzänderungen so interessant und macht dabei landesgeschichtliche Mitteilungen von Wert, daß seine Erinnerungen, wenigstens in Auszügen, eine Veröffentlichung verdienen.

Fortbach stammte ursprünglich aus Hessen, hat dort eine sehr harte Apothekerlehre mitmachen müssen, hat sich dabei aber nebenher selbst in Chemie und allen einschlägigen Fächern gebildet. In Butzbach, wo er Lehr-

ling war, arbeitete er mit dem Regimentsarzt der roten Ziethenhusaren zusammen, die dort im Quartier lagen; 1797 wurde er als Feldapotheker einem hessischen Armeekorps zugeteilt, das in englischem Sold Gibraltar besetzen sollte. Auf dem Weg zur Einschiffung nach Triest kam das Korps in die Gegend von Schöntal; dort bat der Schöntaler Apotheker Wизigerreuter den jungen Feldapotheker, doch nach Beendigung des militärischen Dienstes zu ihm als Provisor zu kommen. Und tatsächlich: An Michaelis des Jahres 1800 kam Fortbach nach Schöntal, übernahm als Verwalter die dortige Apotheke, während deren seitheriger Inhaber „Renovator“ im Kloster wurde.

Fortbach berichtet interessant über den damaligen Zustand des Klosters: An der Spitze des Schöntaler Klo-

sters stand Prälat Maurus, mit dem Familiennamen Schreiner, der 49. und letzte Abt seit der Gründung des Klosters in der Mitte des 12. Jahrhunderts. Dem Abt unterstanden Prior Benediktus, Subprior Marianus und Senior Raphael an der Spitze von 34 Patres und Fratres. Neben diesen geistlichen Mitgliedern hatte das Kloster noch einen beachtlichen weltlichen Verwaltungsapparat: Als Vogteibeamte waren ein Syndikus, ein Sekretär, ein Renovator und ein Assessor vorhanden. 4500 Morgen Wald, der im besten Zustand war und dem Kloster gehörte, wurden von drei Förstern und zwei Waldschützen betreut. An Besitzungen gehörten fernerhin zum Kloster: der Neuhof Halsberg, das Schloßgut Bieringen, das Schloßgut Aschhausen mit einem neuerbauten schönen Barockschloß, der Bachhof und noch eine große Anzahl von vogteilichen Orten mit bedeutenden Gülten und Gefällen an Geld, Frucht und Wein. Handwerker aller Art, etwa 25 an der Zahl, standen durch besondere Arbeitsverträge in Besoldung des Klosters; für den Dienst innerhalb des Klosters sorgten außer zwei Laienbrüdern ein Kammerdiener, ein Tafeldecker, ein Koch, ein Kutscher, zwei Weißzeugverwalterinnen. Am Sonntag mußte einer der Angestellten in der Uniform eines österreichischen Grenadiers mit einer Bärenmütze in voller Bewaffnung im Schilderhaus stehen; der Torwart trug am Sonntag das Sponton (Offiziersstock).

Hinter dieser Schilderung Fortbachs verbirgt sich ein nahezu vollkommenes Idyll behaglichen und weltfreudigen barocken Lebens. Hier an der Jagst in größtmöglicher Abgelegenheit fand sich ein kleines Gemeinwesen, in dem die Menschen glücklich und zufrieden lebten. Niemand hatte Sorgen, für alle äußeren Dinge des Lebens sorgte das Kloster mit seinem reichen Vermögen, und für die inneren dazu. Behäbigkeit und Wohlhabenheit bestimmten das Bild; ein weises, tolerantes Regiment des Abtes bezog auch die Protestanten mit ein. Fortbach, der Protestant war, sagt, daß sein Verhältnis zum Kloster, zum Abt, zu den Mönchen, die er alle pharmazeutisch bediente, von Anfang an ein überaus freundliches war; nicht ein einzigesmal empfand er, daß er zum anderen Glauben gehörte.

Der Herr Klosterapotheker bedauerte sehr, daß diese für Schöntal so schöne und idyllische Zeit, über der das Wort stand „Unterm Krummstab ist gut leben“ nur knappe zwei Jahre dauerte. Die Säkularisierung stand vor der Tür, und die Souveräne, die sich der Gnade Napoleons versichert hatten, lechzten nach den fetten Brocken der geistlichen Fürstentümer und Abteien, die ihnen stückweise in die Hände fielen und ihren leeren Kassen guttaten. Im August 1802 las man in den Amtsblättern, daß bei der bevorstehenden Säkularisierung der geistlichen Besitztümer Schöntal dem Grafen Leiningen-Westerburg als Eigentum zugebracht sei. Tatsächlich kam am 18. September 1802 ein gräflich-erbachscher Kanzleidirektor namens Seeger mit einem Dr. Essig in Schöntal im Kloster an, um sich im Auftrag des Grafen Leiningen über

den Zustand der Waldungen und des Besitzes zu informieren. Fortbach, der neben seiner Apotheke auch noch Waldmeister des Klosters war, führte in zwei Chaisen die Herren in den Neuhäuser und Aschhäuser Wald. Der schöne Holzbestand, die tadellose Ordnung in den Wäldern, das reiche Gebiet imponierte der Kommission sehr. Die Bevölkerung indessen – also das kleine Gemeinwesen, das sich unter Abt und Kloster ausnehmend wohl gefühlt hatte – war sehr aufgeregt, und Murren und Unwillen zeigte sich auf allen Gesichtern. Abends saß man zusammen, debattierte und schimpfte. Man wollte sich keinem neuen Herrn unterwerfen. Die Kommission verhielt sich zum Glück sehr ruhig; sie sah ihre Aufgabe darin, sich im Kloster trefflichst mit Speise und Trank traktieren zu lassen.

Indessen versuchte ein anderer Potentat, ein größerer, dem kleinen die Beute abzujaßen. Friedrich von Württemberg, inzwischen zum Kurfürst avanciert, hatte den längeren Arm. Am 16. Oktober kam Oberamtmann Fetzer vom württembergischen Weinsberg herüber in Begleitung von 20 Schwarzen Jägern unter dem Kommando von Oberleutnant von Kechler, welche die enorm tapfere Waffentat leisteten, mit blankem Seitengewehr das Kloster zu besetzen. Die Leiningsche Kommission zog unverrichteter Sache durch die Hinterpforte des Klosters ab, und die württembergische Streitmacht war nun Herr. Am Tag darauf wurde die Dienerschaft des Klosters am Mohrenbrunnen in Reih und Glied aufgestellt vor der Klosterstaffel, der Oberamtmann Fetzer verlas das Besitzergreifungspatent und entband sämtliches Personal von seinen Dienstpflichten gegen den Abt des Klosters, Prälat Maurus. Darauf mußten die angetretenen Dienstboten – die 20 Schwarzen Jäger standen grimmigen Gesichts und gezogenen Seitengewehrs dabei – dem nunmehrigen Kurfürsten von Württemberg den Huldigungseid leisten. Auch die höheren Beamten und Diener des Klosters, endlich der Prälat selber mußten den Untertaneneid auf „Se. Kurfürstliche Durchlaucht“ ablegen. Das Kloster war württembergisch geworden, hatte keinen geistlichen Herrn mehr und war säkularisiert. Das Schlimmste kam aber erst: jetzt ging es ans Ausräumen, Abbrechen und Versteigern, und es gab nichts im Kloster, was „Se. Kurfürstliche Durchlaucht“ nicht hätte brauchen können.

Der Reichsdeputationshauptschluß hatte Entschädigungssätze festgelegt; der Herr Kurfürst in Stuttgart erfüllte diese Sätze aber bei weitem nicht. Ihm war ein so reiches Kloster ein willkommener Vermögenszuwachs, den er nicht durch hohe Pensionen schmälern wollte; die Beamten wurden anderweitig angestellt oder pensioniert, die Geistlichen auf Pfarreien versetzt.

Fortbach hat 1803, weil sein Vorgänger wegzog, nun die Apotheke in Schöntal als Besitz übernommen. Es muß am Anfang trostlos gewesen sein: das öde Kloster, noch im Glanz der barocken Pracht, die aber verblich und durch die Soldaten teilweise recht beschädigt war. Als aber der

württembergische Oberamtmann Schmidlin, ein trefflicher Mann, nach Schöntal kam, begann wieder reges Leben im abgelegenen Ort.

Inzwischen war aus Se. Kurfürstlichen Durchlaucht sogar eine Majestät geworden, und der König ordnete an, daß an Michaelis 1810 das Theologische Seminar mit seinen Zöglingen ins Kloster einziehen sollte. Zum Betsaal der nun entstehenden protestantischen Gemeinde wurde der zwei Stock hohe Prunksaal der Neuen Abtei bestimmt, einer der schönsten und harmonischsten Barocksäle des Landes. Im Sommer 1810 kam vorher der König selbst, um nochmal in dem schönen Saal speisen zu können, ehe dieser in den Betsaal verwandelt wurde. Als der König dort Gipser antraf, welche die herrlichen Bilder überweisen wollten, rief er im äußersten Zorn: „Welcher Esel hat die Anordnung der Vernichtung der Gemälde gegeben?“ – Nun wurde der Saal zum Betsaal eingerichtet; er erhielt eine Orgel. Die früher vorhandene Orgel war als altes Zinn verkauft worden. 94 Seminaristen zogen 1810 ins Kloster ein; erster Vorsteher war Prälat Pfeleiderer, zweiter Prälat von Abel, der Lehrer Schillers. 1824 wurden die Prälaturen zu Ephoraten umbenannt.

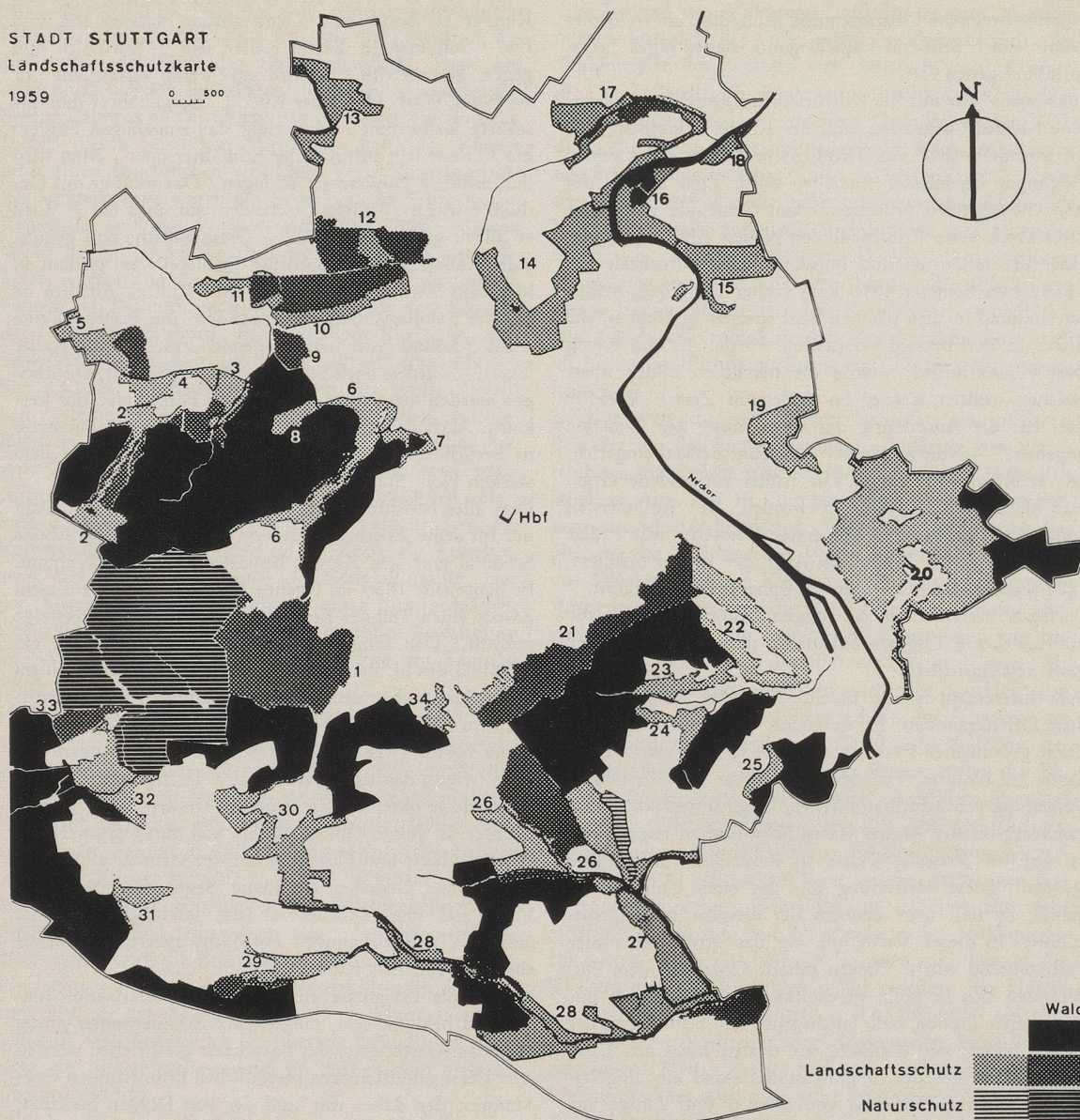
Fortbach betreute nun die jungen Leute. Er kaufte die Hälfte des sog. Offiziantenbaus, in dem er die Apotheke ganz neu einrichtete.

Sehr interessant ist die Beschreibung des Kellers unter dem Offiziantenbau. Es befanden sich zwei Reihen in Eisen gebundener Fässer von 12–24 Eimern württ. Maß darin. Im hinteren Teil des Kellers war eine besondere Vertiefung von acht Staffelritten, länglich und schön ausgemauert; in der Mauer waren Schränkchen angebracht, in welchen „fremde Weine in Bouteillen“ aufbewahrt wurden. Diese Vertiefung war mit einer Galerie eingefast, so daß man bequem um dieselbe herumgehen konnte. In dieser Vertiefung lag das große Schöntaler Faß mit 260 württ. Eimern Inhalt. Oben auf dem Faß befanden sich in Holz geschnitzt Josua und Kaleb mit der großen Traube, halb lebensgroß. Die Schließe an der Faßtür bildete der Walfisch, wie er den Jonas ans Land speit. Unten vor der Eingangsstaffel stand ein eingebogenes hölzernes Fäßchen von etwa 6 Fuß Länge auf einem schönen hölzernen Fuß; über diesem hing ein Bandmesser von Holz, welches fein gespalten war, wie eine Weinbergpritsche. Links am Eingang hing eine Warnungs- und Verhaltenstafel mit folgendem Vers: „Hör Leser, was ich melde dir / Darum steht diese Tafel hier: / Kein Zanken, Fluchen oder Schwören / Kein Faß mit

Klopfer zu berühren / Ganz ehrbar, sittsam still und fein / Soll man in diesem Keller sein. / Wird sich nun gegen dies verfehlt / So wird jetzt weiter forterzählt / Er sei Fürst, Graf, Herr oder Knecht / So gebühret ihm das scharfe Kellerrecht / Man zieht das eingebogen Fäßlein her / Drauf legt sich nun der Schuldner quer / Man wird ihm mit dem Bandmesser schlagen / Das muß er mit Geduld ertragen. / Geht bescheiden aus und ein / Wird er allzeit willkommen sein.“ – Diese hübsche und gemütvolle Kellerzucht, die natürlich Spielerei war, stammt in Idee und Vers vom berühmten Abt Knittel. All dies ist mit der Säkularisation verschwunden; die besten Weine – und Schöntal hatte hervorragende Creszensen im Keller lagern – wurden nach Stuttgart abtransportiert, die übrigen wurden versteigert, die schönen Fässer pietätlos verkauft. Auch das große Faß, das die Spinnerei Baumann in Berlichingen kaufte, die es zerschlug und von dem starken Holz Spindeln für die Spinnerei fertigte.

Dies alles berichtet der Herr Klosterapotheker, der nicht nur für seine Apotheke, sondern vor allem für das schöne Schöntal und sein Kloster begeistert war, mit Wehmut. Er baute sich 1836 ein eigenes Haus; er hatte zu diesem Zweck einen Teil des Benediktusbaus an der Honigsteige gekauft. Den Eingang zum Benediktusberg zierte ein Steinbild des hl. Benedikt. Er ließ es beim Bau an seinem neuen Haus über dem Eingang anbringen. Die Inschrift auf dem Bild lautet: „Tempestas, grando, boreas cataractaque hortos / Te patre patrono ne tentet tangere nostros / rigat, das crescere lumen: / Tu fructum benedic, o Benedikte parens. / Zu deutsch: Unsere Gäste stehen, o Vater, in deiner Obhut, Wehre von ihnen drum Kälte, Wetter, Hagel und Flut. Pflanzet der Mensch, gibt Regen der Himmel, Gedeihen die Sonne. Segne die Früchte, du Vater und Hort Benediktus! (das lateinische Zitat ist nach den Aufzeichnungen Fortbachs zitiert, es stammt ebenfalls von Abt Knittel).

Mögen die Ereignisse anlässlich der Säkularisation hinreichend bekannt sein, mögen auch Schilderungen genug über das Klosterleben der Barockzeit geschrieben worden sein. Diese unmittelbaren persönlichen Erinnerungen eines Mannes, der dabei war und der von Dingen berichtet, die heute nicht mehr vorhanden sind, wie etwa von dem Faß mit dem Bandmesser und den dazugehörigen Versen, haben ihre wertvolle Bedeutung für die Kenntnis der Zeit, aus der sie stammen. Daß der Urenkel die schriftlichen Erinnerungen des Urgroßvaters aufbewahrte und in Ehren hält, ist hoch anzuerkennen. *Rudolf Schlauch*



Erklärung der Ziffern :

- | | | |
|--|---|---|
| 1. Hasenbergwald | 14. Hänge um den Burgholzhof | 25. Hänge östlich Alt-Heumaden |
| 2. Schloßgut Solitude bis Bergheim | 15. Neckartal bei Münster | 26. Ramsbachtal und Kleinhohenheim |
| 3. Lindental | 16. Max-Eyth-See und Umgebung | 27. Unteres Ramsbachtal |
| 4. Zwischen Wolfbusch und Giebel | 17. Unteres Feuerbachtal | 28. Körschtal und Parklandschaft bei Schloß Hohenheim |
| 5. Fasanengarten und Rappachtal | 18. Neckartal bei Hofen | 29. Schwarzbachtal |
| 6. Oberes Feuerbachtal | 19. Zwischen Cannstatt und Unterürkheim | 30. Zwischen Vaihingen, Kaltental und Möhringen |
| 7. Feuerbacher Heide | 20. Weinberglandschaft um Rotenberg und Uhlbach | 31. Rosental |
| 8. Hohe Warte | 21. Wald und Rebenhänge südöstlich der Innenstadt | 32. Katzenbachtal |
| 9. Föhrichwald | 22. Hänge um die Wangener Höhe | 33. Mahdental |
| 10. Lemberg | 23. Zwischen Rohracker und Frauenkopf | 34. Zwischen Haigst und Dornhaldenwald |
| 11. Tachensee | 24. Hänge unterhalb Alt-Sillenbuch | |
| 12. Stadtpark Zuffenhausen und Schlotwiese | | |
| 13. Zwischen Stammheim und Withauwald | | |

Schutz der Großstadtlandschaft

Naturschutzdienst

Von Walter Kittel

Die Stadt Stuttgart hat durch eine Verordnung vom 10. 11. 1961 größere Teile der Markung als Landschaftsschutzgebiete sichergestellt. Sie hat damit gezeigt, daß ihr beim großzügigen Umbau des Stadtraumes die Erhaltung des einzigartigen Landschaftscharakters unserer Landeshauptstadt am Herzen liegt. Sie erfüllt damit eine Forderung des neuzeitlichen Städtebaues, der den Gemeinden die Aufgabe stellt, eine gute Gliederung und Ordnung der verschiedenen Bedarfsflächen in ihrem Gebiet zu finden. Gerade die stark anwachsenden Großstädte haben es in den letzten Jahren überall als notwendig erkannt, nicht nur Baugebiete aller Art und Verkehrsanlagen zu planen, sondern auch die nicht bebauten Markungsteile nach einer vorausschauenden Gesamtidée zu gestalten.

Die auf der Nebenseite abgedruckte Landschaftsschutzkarte von 1959, welche inzwischen nur ganz geringfügige Änderungen, z. B. im Gebiet 13, erfahren hat, stellt also gewissermaßen ein Negativbild der gesamten Bebauungspläne dar. Allerdings mit der Einschränkung, daß nicht alle weißen Flächen eo ipso als Baugebiete (heute oder in Zukunft) zu denken sind. Es liegen dazwischen auch größere Freizonen für landwirtschaftliche Nutzung, Friedhöfe, Sportflächen und die nicht unbeträchtliche Zahl öffentlicher Grünanlagen. Hier denken wir etwa an die in den letzten Jahren ausgebauten Grünzüge, die weit ins Stadttinnere vorstoßen wie Weißenburg-Bopser oder Karlshöhe-Silberburg. Auch die Freifläche östlich der Mühlbachhofschule ist als gutes Beispiel zu nennen; sie wird im endgültigen Ausbau ein Verbindungsglied zwischen Feuerbacher Heide und Pragfriedhof bilden. Ohne Vollständigkeit erreichen zu wollen sei ergänzend auf die Großräume des Innenstadtgrüns hingewiesen: Anlagen, Rosenstein, Wilhelma, Kursaal, Wasen und Killesberg. Sie müßten, um die Karte zu einem vollständigen Grünplan zu machen, selbstverständlich auch alle darin verzeichnet sein.

Das nähere Studium der Karte wird dadurch erleichtert, daß auf ihr drei allbekannte Gebäude, der Bahnhof und die beiden Schlösser Solitude und Hohenheim und im Osten die markante Form des Neckars mit seinen mehrfachen Knicken und den zwei bis jetzt vorhandenen Hafenbecken dargestellt sind. Zusammen mit den – schwarz ausgedruckten – Wäldern ergeben die Landschaftsschutzgebiete ein schönes Netz reichgegliederter stadtnaher Erholungszonen vor allem – aber durchaus nicht nur – für die Bevölkerung der angrenzenden Wohngebiete.

Betrachten wir nun die Landschaftsschutzgebiete gruppenweise im Raum der Stadt (die Nummern beziehen sich jeweils auf die Karte).

Zunächst am Talkessel liegen der Hasenbergwald (1) und der Wald vom Bopser über die Geroksrube bis zur Schillerlinde über Gaisburg (21) mit einigen typischen Rebenhängen an der neuen Weinsteige und am Haigst (34), zum Kesselrand gehört auch noch die Feuerbacher Heide (7).

Von Botnang durchs obere Feuerbachtal bis zur Hohen Warte (8) umschließt das Gebiet 6 den Heimbergwald.

Von der Solitude (2) bis zum oberen Lindnbachtal (3) und rings um die neuen Baugebiete Giebel, Bergheim und Wolfsbusch fügen sich die Zonen 4 und 5 mit dem kleinen Waldstück „Fasanengarten“ zu einem vorwiegend ebenen Stück Ackerbaulandschaft zusammen. Diese Landschaft findet ihre sinngemäße Ergänzung auf Gerlinger Markung.

Die Talmulde von Feuerbach, wo die Wohnbebauung nach Norden und Westen hin noch in erfreulich geordneter Weise unmittelbar an die Grünzonen anschließt, ist durch die geschützten Gebiete des Föhrichwaldes (9) und des Lembergs (10) umschlossen. Hier folgt nordwärts eine grüne Oase zwischen Feuerbach, Zuffenhausen und Weilimdorf (11 und 12), an welcher auch die Bevölkerung des nördlich angrenzenden Wohngebietes von Korntal Teil haben wird. Ähnliches gilt von dem Grenzgebiet am Münchinger Withauwald (13). Der erholungssuchende Großstädter braucht sich ja bei seinen Feierabendspaziergängen glücklicherweise nicht um die oft umstrittenen Gemeindegrenzen zu kümmern!

Entsprechend der ganz anderen Landschaftsstruktur im Norden und Osten der Stadt, wo so gut wie gar kein Wald ist, sondern Rebenhänge das Bild bestimmen und auf ausgedehnten Ebenen die neuen Wohngebiete von Zuffenhausen bis Mühlhausen und von Hofen bis zum Steinhaldenfeld aus dem Boden wachsen, sind hier die Schutzgebiete (15–18) meist offene Hangflächen, 16 bezieht auch das Wassersportgebiet am Neckar beim Max-Eyth-See mit ein. Am Schnarrenberg schließt sich hieran der Burgholzthofhang als großer Halbkreis bis zur Kraulshalde ostwärts Alt-Zuffenhausen (14).

Gebiet 19 schützt einen Freiraum zwischen Cannstatt und Untertürkheim und setzt sich auf Fellbacher Markung fort.

Fast reine Weinbergflächen umfaßt das Gebiet 20, in welchem Rotenberg und Uhlbach wie Inseln liegen.

Auch die Gebiete 22–24 schützen typische Hangflächen

in der nächsten Nähe von vorhandenen oder geplanten Wohngebieten in Wangen, Hedelfingen, Rohracker, Frauenkopf und Sillenbuch. Sie sind den Neckarhängen sehr ähnlich, wenn auch mehr mit Obstgärten bestellt.

Von ganz anderer Form sind dagegen wieder die Schutzflächen im Gebiet der Filder. In den Flächen 26–29 sind hauptsächlich die typischen kleinen Tälchen des Ramsbachs, der Körsch und ihrer Zubringer enthalten. Auch dort sind einige Waldstücke mit einbezogen, so der für Degerloch so wichtige Obere Wald (26) zwischen Ramsbach und Kleinhohenheim, an das sich auf der anderen Seite das Naturschutzgebiet des Eichenhains anschließt. Der Ring der Erholungsgebiete um Hohenheim könnte allerdings nur dann voll überzeugen, wenn auch die Wälder zwischen 26 und 28, die jetzt durch das Hannibalprojekt bedroht sind, auf Dauer gegen solche schwerwiegenden Eingriffe geschützt wären.

Die Gebiete 30 bis 32 umranden Vaihingen und trennen die zusammenhängenden Flächen seiner Bebauung einerseits von Kaltental, Möhringen und Büsnau und stellen andererseits die Verbindung dieser Wohngebiete mit den Wäldern im Norden und Westen her, womit sich ein Ring schließt, der das Naturschutzgebiet Rot- und Schwarzwildpark mit den Seen einbezieht und auf Stuttgarter Markung wieder bis dicht an die Solitude heranhführt. Der Verlauf der Stadtgrenze verlangt hier deutlich eine Ergänzung der Erholungsflächen nach Westen. Sie ist erfreulicherweise auch dadurch gegeben, daß die Stadt Gerlingen dieses Waldgebiet ebenfalls unter Landschaftsschutz gestellt hat.

Man wird in der Gesamtheit der Bürgerschaft dem Bürgermeisteramt Dank und Anerkennung nicht verweigern, daß es diesen ersten Schritt zur Sicherung der Landschaft großzügig getan hat, wenn auch einige Wünsche offen geblieben sind und man sich fragt, warum eigentlich nicht sämtliche Waldflächen einbezogen wurden. Auch ein kleiner Kreis von „Betroffenen“ konnte nicht ohne weiteres zustimmen, obwohl es schließlich auch ein Vorzug ist, gerade in einem wegen seiner Schönheit besonders geschützten Gebiet eigenen Besitz zu haben. Schließlich verlangt alles, was der Allgemeinheit zugute kommen soll, irgendwie wieder Opfer und Verzicht.

Alle Voraussetzungen sind freilich auch jetzt noch nicht erfüllt, daß diese Gebiete auf Dauer wertvoller Erholungsraum bleiben. Sie müssen teilweise noch mit Wegen und geeigneten Plätzen zum Verweilen, vielleicht auch mit Parkplätzen, besser erschlossen werden. Auch sonst ist manches Vorhandene zu bereinigen. Alle Änderungen, die mit besonderer Genehmigung möglich sind, müssen sorgfältig daraufhin geprüft werden, ob sie die drei wichtigen Bedingungen erfüllen, *die Landschaft nicht zu verunstalten, die Natur nicht zu schädigen und den Naturgenuß nicht zu beeinträchtigen* – so will es die im Gesetz festgelegte Definition der Landschaftsschutzgebiete.

Darüber hinaus ist jede Schmälerung des Bestandes nur

zulässig, wenn sie wirklich unvermeidbar ist, eher wäre eine Vergrößerung erwünscht.

Die Bürger selbst sollten diese Gebiete in ihrem besonderen Reiz immer besser kennen und lieben lernen und tätig an ihrer Schönheit mitarbeiten. Das könnte sich in besonders guter Pflege der Grundstücke und ihrer Einfriedigungen von seiten der Besitzer, in Verbesserungsvorschlägen für die Erschließung und im entsprechenden Verhalten der Besucher ausdrücken. Nichts wegwerfen! Nichts mutwillig beschädigen! Nicht unsinnig lärmern! Keinen Schutt abladen! Diese an sich selbstverständlichen Gebote sollen in der geschützten Landschaft besonders und doppelt gelten und beachtet werden.

Noch eines kommt hinzu: diese Gebiete bedürfen besonderer Aufsicht. Wir haben deshalb die Karte so ausführlich erläutert, weil das Planungsamt der Stadt Stuttgart sich unter anderem auch an den Schwäbischen Heimatbund mit der Bitte gewandt hat, bei der Überwachung dieser ausgedehnten Gebiete durch ehrenamtliche Helfer mitzuwirken. Dem Amt stehe in seiner Eigenschaft als „Untere Naturschutzbehörde“ kein eigener Außendienst zur Verfügung. Es zeige sich aber in zunehmendem Maße, daß eine intensive Überwachung der Gebiete notwendig sei, um das Entstehen nicht genehmigter Anlagen oder unerlaubter Änderungen schon in den ersten Anfängen zu verhindern. Ein solcher „Naturschutzdienst“ ist nach einer Verordnung des Kultusministeriums zwar in seinen Befugnissen beschränkt, er genießt aber öffentliche Anerkennung und kann ganz wesentlich an der schönen Erhaltung der Landschaft und zu ihrem Schutz mitwirken, indem er seine Beobachtungen an die Naturschutzbehörde unmittelbar weitergibt. Die Tätigkeit ist ehrenamtlich, doch werden Fahrtkosten und gegebenenfalls andere Auslagen ersetzt.

Wir würden uns freuen, wenn wir dem Planungsamt bald eine Reihe von Mitgliedern nennen könnten, die sich gerne für diese Tätigkeit zur Verfügung stellen wollen. Sie würden je nach den örtlichen Verhältnissen allein, oder mit anderen Helfern zusammen für ein besonderes Gebiet zuständig sein; Wünsche wegen der Lage könnten wohl berücksichtigt werden. Wer mitarbeiten will, möge der Geschäftsstelle mit seinem Namen auch Geburtstag, Geburtsort und Wohnung mitteilen, sowie etwaige besondere Wünsche. Dort wird auch gerne weitere Auskunft erteilt. Ein Stadtplan (Maßstab 1 : 15 000) mit genauem Eindruck der geschützten Landschaftsteile und der Text der Verordnung vom 10. November 1961 können während der Bürostunden eingesehen werden.

Wir wollen als Bürger die Bemühungen der Stadtverwaltung unterstützen, große und wichtige Teile der Landschaft als besonders wertvollen Erholungsraum für die Allgemeinheit zu schützen. Um was wir uns dabei bemühen, ist *unser aller Besitz und Erbe*.

W. Kittel

Der Schatz des Theophrastus Paracelsus zu Hohenheim

Nach Akten des Staatsarchivs in Ludwigsburg

Von Felix Burkhardt

Nicht mit besonderem Wohlgefallen ruhte der Blick des Vogtes zu Cannstatt auf den beiden Männern, die an einem Junisonntag des Jahres 1744 vor ihm standen. Der Hauptmann Adam Friedrich von Dehl aus Hohenheim ließ dem Vogt durch seinen Diener einen französischen Offizier vorführen mit der Bitte, diesen in Haft zu nehmen. Der angebliche Offizier halte sich schon seit Jahr und Tag bei dem Hauptmann auf. Schon über tausend Gulden Aufwand habe er verursacht; sein Versprechen, den großen Schatz, den Theophrastus Paracelsus in Hohenheim verborgen habe, zu heben, habe er nicht erfüllt. Nun, da er dieses Werk nicht vollenden könne, versuche er auszuweichen.

Regierungsrat Rampacher zeigte keine Neigung, sich der Bitte anzunehmen. Er ließ den Diener zurücktreten und nahm den Vorgeführten in ein kurzes Verhör. Dieser gab freimütig zu, der Hauptmann habe ihm nicht nur ein ziemliches Stück Geld vorgeschossen, sondern habe ihn auch auf seinem Gut ein halbes Jahr frei unterhalten, nur in der Hoffnung, daß er dafür den Schatz in Hohenheim erhebe.

Schatzgräberei war verboten. Da der Vorgeführte sich zu der Tat bekannt hatte, ließ ihn der Vogt in Haft nehmen. Als Arrestlokal wies er ihm das Gasthaus zum Bären an.

Am nächsten Morgen erschien der Hauptmann von Dehl im Amtshaus des Vogtes und beschwerte sich erregt über den Betrug, der an ihm verübt sei. Vogt Rampacher trug dem Arrestanten die Beschuldigungen vor, die dieser nicht entkräften konnte. Nach seinen Personalien befragt, gab er an, er heiße De la Riviere, sei 51 Jahre alt und von Dijon gebürtig. Bei der französischen Armee sei er Kapitän gewesen, könne sich aber wegen dieser Dienststellung nicht ausweisen. In Düsseldorf besitze er noch Mittel und sei bereit, dem Hauptmann die aufgewendeten Gelder zu ersetzen. Der angebliche Kapitän erweckte nun keinesfalls den Eindruck eines begüterten Mannes. Seine Kleidung war abgetragen, bares Geld besaß er nicht. Zwei schlichte goldene Ringe waren sein einziger Besitz. Der Vogt machte sich Gedanken, wie die Arrest- und Wachkosten aufgebracht werden könnten; denn diese hatte der Inhaftierte zu tragen. Er berichtete der Behörde.

Am 10. Juni erging ein Befehl an den Vogt, er möge weitere Untersuchungen anstellen. Der Arrestant sei bei geschmeidiger Kost wohlverwahrt zu halten. Vom Gasthaus mußte nun der Verhaftete in den Burgturm zu

Cannstatt ziehen; gegen diese Quartierv Veränderung erhob er heftige Einsprüche. Sie änderten den Entschluß des Vogtes nicht.

Eine gründliche Untersuchung lief nun an. Zeugen wurden vernommen, der beschlagnahmte Briefwechsel überprüft, schriftliche Erkundigungen eingezogen. Aus Düsseldorf traf die Nachricht ein, man vermute, der Paul Benedikt de la Riviere sei nach aller Wahrscheinlichkeit Paul Benedikt Bach, ein Sprachmeister, der hier Frau und Kinder hinterlassen habe.

Bald wurde eine eigenartige Geschichte offenbar. Da war der ehemalige Student Fehleisen nach Ulm gezogen, als eine französische Armee in Bayern stand. Dort hoffte er, bei den Franzosen eine Stelle als Kommissar zu finden. „Das Stück Brot“, das er angeblich in Württemberg nicht erhalten konnte, bekam er auch in Ulm nicht. Eine Stuttgarterin traf er hier, die ihn mit einem Franzosen bekannt machte. Bei einem Tischgespräch über Laborieren, Schätze und Schatzgraben erzählte Fehleisen der Tafelrunde, das Land Württemberg könne sich rühmen, den größten Schatz Europas zu bergen, das geheimnisvolle Erbe des Paracelsus in Hohenheim mit seiner Universalinktur. Doch sei bisher alles Nachforschen vergeblich gewesen. Im Schatzsuchen sei er nicht unerfahren, warf der Franzose ein. Innerhalb von drei Tagen könne er feststellen, ob an einem Ort etwas verborgen liege. Er beabsichtige, ohnehin in nächster Zeit durch Württemberg zu reisen, gedenke er doch, bei der französischen Armee am Rhein eine Stelle anzunehmen.

Über die Möglichkeit, in Hohenheim einen Schatz zu heben, unterrichtete Sekretär Fehleisen den Besitzer dieses Gutes. Er erhielt vom Hauptmann von Dehl, der es von seinem Vater geerbt hatte, den Bescheid, er wolle das Suchen nach dem Schatz erlauben, doch dürften ihm keine Kosten entstehen.

Drei Wochen später rollte eine Kalesche im Hof Hohenheim ein. Der Herr de la Riviere, seine Geliebte und ihre Magd, der Sekretär Fehleisen hielten ihren Einzug im schatzverheißenden Ort. Als gewandter Weltmann führte sich de la Riviere bei dem Besitzer ein. Er sei Offizier. Jede Betrügerei liege ihm fern; seine Stellung als Kavallerie verpflichte ihn zum ehrlichen Handeln. Unbefangen erkundigte er sich nach der Stelle, an der der Schatz vermutet werde. Davon habe er selbst keine Wissenschaft, entgegnete der Hauptmann. Es sei ihm nur bekannt, daß der alte Wirt von Hohenheim behauptet habe, er habe den Schatz auf einem Acker in der Nähe

des Waldes etliche Male gesehen. In drei Tagen werde er es wissen, behauptete selbstsicher der Schatzgräber. In längstens drei Wochen sei der Schatz gehoben. Er könne sich auch nicht länger hier aufhalten; der Dienst in der Armee rufe ihn.

Die Voraussagung erfüllte sich. Am dritten Tage meldete er, der Ort des Schatzes sei gefunden. In der Kapelle habe er ihn ermittelt. Den Dr. Paracelsus habe er jedoch nicht angetroffen. Zwei schwarze Geister hätten ihm eröffnet, er solle den Schatz bekommen. Mit genauer Sachkenntnis beschrieb er ihn. Da seien zuerst zwei Gläser, die geheimnisvolle Universalinktur zum Goldmachen, die Universalmedizin, daneben ein Büchlein, das die Anwendung erläutere, ferner ein Kästlein mit Diamanten und allerlei Edelsteinen, schließlich ein großer Karfunkelstein und schwere Goldstangen.

Drei Wochen gingen ins Land. Die vierte Woche sollte die Entscheidung bringen. An einem Morgen zwischen neun und zehn Uhr verschwand er in der Kapelle, die Schatzhebung zu beginnen. Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, da dröhnte es in dem kleinen Raum. Geschrei und Gepolter jagten den Beobachtern vor der Tür Angst und Schrecken ein. Sie riefen den Hauptmann herbei. Als sich der Tumult gelegt hatte, wankte der Schatzgräber heraus, in Schweiß gebadet, zitternd am ganzen Körper. Wie vom Nervenfieber geschüttelt, berichtete er, er habe nicht mit zwei, sondern mit drei schwarzen Geistern zu schaffen gehabt. Das ganze höllische Heer sei über ihn hergefallen. Auch klagte er, die Geister hätten ihm das Gesicht verbrannt.

Der Hauptmann gab ihm kurze Zeit später ein Papier, auf das ein Segen aufgeschrieben war: „Lorenz lag auf dem Rost, er bat seine Mutter um einen Trost. Da bot sie ihm ihre schneeweiße Hand. Er bat sie um das, sie lösche seinen Brand, er bat sie noch um das, daß der Brand nicht weiter um sich fraß.“ Der Reiteroffizier war kein Segensprecher, er wußte aber, daß die Schmiede diesen Segen bei Pferden gebrauchten.

Ein tapferer Edelmann läßt sich nicht so leicht schrecken. Am Nachmittag versuchte de la Riviere dreimal in die Kapelle einzudringen, wurde aber stets durch vorüberfahrende Wagen gestört; nur ungesehen durfte er den Ort betreten.

Dem Hauptmann kam die Sache nicht geheuer vor; er riet, das Schatzheben aufzugeben. Doch der Schatzgräber winkte ab. Ein Helfer stehe ihm bei. Jede Nacht erscheine ein guter Geist in seinem Zimmer. Bei ihm hole er sich Rat. Auch Dr. Paracelsus werde selbst zu ihm kommen.

Der angekündigte Besuch stellte sich in der nächsten Nacht ein. Von vier Geistern begleitet, erschien der vielberühmte Gelehrte Paracelsus und eröffnete dem erstaunten Schatzsucher, es sei nunmehr an der Zeit, den verborgenen Schatz ans Licht zu bringen. Der gute Dr. Paracelsus vergaß auch den Herren von Hohenheim

nicht; er diktierte eine Mitteilung an ihn in die Feder des Schatzgräbers.

Die Anstrengungen und gefährlichen Begegnungen nahmen de la Riviere arg mit. Er sei ein gebrochener Mann, klagte er. Sein Seelenheil sei immer und ewig verflucht, der letzte Blutstropfen in seinem Leib verdammt und verloren.

Obwohl sich die Schatzhebung verzögerte, trug der Hauptmann willig alle Kosten für seinen Gast. Seine Geliebte hatte dieser aus dem Haus getan. Doch floß auch das Geld zu ihrem Unterhalt aus der Hohenheimer Kasse.

Über fünf Monate zog sich die Schatzsuche hin. Ein Schlaganfall traf den Schatzgräber, der sich nach Eßlingen zu Dr. Dannenberger in die Kur begeben mußte. Auch diese Ausgaben übernahm der Hauptmann. Um seine stets notleidende Kasse aufzufüllen, beabsichtigte de la Riviere, junge Leute in der französischen Sprache zu unterrichten. Sein Gönner hielt jedoch nichts von dieser Sache; er wünschte nicht, seinen Gehilfen in anderer Gesellschaft zu wissen. Ständig ließ er ihn durch einen Diener begleiten.

Der Sekretär Fehleisen verlor die Geduld. Sein Zweifel an den Fähigkeit des Schatzgräbers wuchs von Tag zu Tag. Er sagte ihm ins Gesicht, er halte ihn für einen Betrüger, all sein Vorgeben sei falsch. Mit ihm wolle er nichts mehr zu tun haben.

Mit Argwohn beobachtete auch der Hauptmann das Treiben. Er wünschte nun endlich ein Ergebnis zu sehen. Geld genug hatte er in die Schatzsuche gesteckt. De la Riviere tröstete ihn. Bis zur Rückkehr des Herzogs, der auf Reisen war, sollte er sich gedulden. Der Schatz sei für den Fürsten des Landes bestimmt. Als treuer Untertan müsse der Herr von Hohenheim alles anwenden, damit der unbeschreibliche Wert nicht aus dem Sack gestohlen werde. Schaden könne er nicht erleiden; bald werde er den Hauptmann entschädigen. Er wolle nach Hause schreiben und 600 Taler kommen lassen.

Unerfreuliche Zwischenfälle verhinderten erneut die Vollendung des Werkes. Als der Schatzgräber am Fronleichnamtag von Eßlingen nach Hohenheim reisen wollte, wurde er von fünfzehn Dragonern und anderen Personen überwacht. Die Sache erforderte, daß er unbemerkt zum Schatzort kam. Er weihte auch die Herzogin in sein Geheimnis ein. In einem ausführlichen Brief unterrichtete er sie über den Schatz zu Hohenheim.

Die wachsende Ungeduld des Hauptmanns behagte dem fremden Kavalier nicht. Er sann auf Mittel und Wege, sich heimlich zu entfernen. Der Hauptmann war wachsam. Er übergab ihn dem Vogt zu Cannstatt.

Der Vogt ließ sich durch Reden und Angaben nicht blenden. Er sah auf handfeste Beweise. Über Ausweispapiere verfügte de la Riviere leider nicht. Er gab an, in Dijon geboren zu sein, habe als Kapitän in der französischen Armee gedient, sei vorher fünf Jahr in der Garde des Großherzogs zu Florenz gewesen, habe ferner sieben

Jahre die Stelle eines Gouverneurs bei Mylord Pollet versehen. Von seiner Frau habe er sich getrennt, weil sie ihn bei der Heirat hinterführt habe. Ihr Reichtum sei vorgetäuscht gewesen; nur Schulden habe sie mit in die Ehe gebracht. Jetzt halte sie sich auf Landgütern in der Nähe von Düsseldorf auf. Er selbst besitze ein Schloß in Burgund. Leider sei es beschlagnahmt, weil er früher der reformierten Religion angehört habe. Seine Familie sei in der Heimat sehr angesehen und im Besitz hoher Ämter, auch ein Marschall von Frankreich zähle zu ihnen. Man möge ihn als Offizier und Kavalier behandeln.

Dem Vogt gestand er, er habe den Geist des Paracelsus niemals gesehen, noch weniger mit ihm geredet. Wenn er in der Kapelle gewesen sei, habe er seine Stimme verstellt, als ob der Geist erschienen sei. Den Schatz habe er selbst beschrieben, solchen auch abzeichnen lassen, die Zeichnung auch der Frau Herzogin überschickt. Die Ausgaben des Hauptmanns schätzte er auf acht-hundert Taler.

Keineswegs sei der Hauptmann durch ihn betrogen worden. Dieser habe den Schatz des Paracelsus von ihm verlangt und auch erhalten. So habe der Schatz dieses großen Gelehrten darin bestanden, daß er den Armen Gutes getan habe. Auf seine Veranlassung habe der Herr von Dehl gleiches getan. Die Goldstangen des Schatzes bedeuteten die Geduld. Der Herr von Dehl sei allezeit zornig gewesen, jetzt sei er wie ein Lamm. Die Karfunkelsteine und Diamanten stellten die Frömmigkeit dar. Zum fleißigen Kirchengehen und Beten habe der Hauptmann früher keine Liebe gezeigt. Nun sei aus dem Saulus ein Paulus geworden. Schließlich besagten die beiden Flaschen mit der Universalmedizin und -tinktur den Wechsel von Verderben in Tugend und das wahrhaftige Streben nach Rechtschaffenheit. So habe er den Beweis erbracht, daß er seinen Auftraggeber wirklich in den Besitz des verborgenen Schatzes gebracht habe, zwar nicht in stofflicher Art, doch in geistiger Form, sei doch der Herr jetzt wie ein Engel.

Nur um sich von Hohenheim zu lösen, habe er sich an die Herzogin gewandt. Ihr würde er sein Bestreben erklärt haben, den Hauptmann auf einen anderen Weg zu bringen, nicht einen wirklichen Schatz zu graben. Zehn Priester hätten nicht so viel zur Bekehrung des Herrn beitragen können. Möge sich nun ereignen, was auch geschehen wolle; er habe seine Seele gerettet.

Redegewandt baute er seine Verteidigung auf, flocht gelehrte Ausdrücke und lateinische Zitate ein. Selbst Virgil bemühte er.

Einsilbiger wurde er, als die Sprache auf den versproche-

nen Geldersatz und sein Vermögen kam. Bisher hatte er mit einem Koffer voll Wertsachen und Geld geprahlt. Nun bequemte er sich zu dem Geständnis, er besitze nicht einen Kreuzer. Doch sei er bemüht, wenn er der Haft entbunden werde, Mittel zu erwerben, um den Hauptmann zu entschädigen.

Der Hauptmann erkannte, daß nicht viel zu retten sei. Er wollte zufrieden sein, wenn er die versprochenen 600 Reichstaler erhielte. Man müsse für eine zweifelhafte Schuld auch Haberstroh nehmen. Durch des Schatzgräbers Einfluß hatte er sich ein vorteilhaftes Kommando entgehen lassen. Der Graf von Ottingen-Wallerstein hatte ihm eine Kompagnie kaiserliche Dragoner angeboten. Weil aber der Schatzgräber seinen Gönner nicht ziehen lassen wollte, hatte er ihn kniefällig gebeten, auf den Dienst zu verzichten. Schweren Herzens hatte es von Dehl getan.

Der Schatzgräberprozeß beschäftigte nicht nur den Vogt. Der Herzog ordnete genaue Untersuchung an. In Stuttgart bildete er das Tagesgespräch. Er erhielt politisches Gewicht, als der französische Gesandte vorstellig wurde. Dieser bat um baldige Entlassung des Verhafteten, der aus einer guten Familie sei. Durch sie hoffe er, den Hauptmann entschädigen zu können.

Am 22. Juni 1744 erhielt der Vogt den Bescheid, in Anbetracht des von dem französischen Gesandten eingelegten Fürwortes sei der Inhaftierte des Arrestes zu entlassen. Vorher sollte er dem Hauptmann die Versicherung abgeben, daß er, wenn er wieder bei Mitteln sei, ihn entschädige. Zugleich mußte er versichern, sich an dem Hauptmann nicht zu rächen. Dieser befürchtete, der Schatzgräber würde ihm noch Haus und Hof anzünden. Von der Entscheidung unterrichtete man „unter der Hand“ den Gesandten. Vor der Entlassung schärfte der Vogt dem Arrestanten ein, er solle sich sogleich aus dem Lande begeben. Die verschuldete harte Strafe werde ihn treffen, wenn er sich noch einmal blicken lasse.

Der Hauptmann und der Sekretär Fehleisen mußten einen harten Verweis einstecken. Fehleisen mußte sich sagen lassen, man werde auch ihn aus der Stadt schaffen, wenn er sich nicht einen besseren Lebenswandel zulege.

Ehe der Vogt die Akten schloß, brachte er sein Urteil zu Papier. Der de la Riviere sei ein Erzfilou und Betrüger, der eine rechte Bestrafung wohl verdient habe.

Eine Prophezeiung des Schatzgräbers ging in Erfüllung: der Schatz zu Hohenheim fiel an das herzogliche Haus. Der Hauptmann von Dehl verstarb kinderlos 1764. Herzog Karl übernahm das Gut Hohenheim.

Herzog Karl Eugen und Kemnat

Von Wilhelm Böhringer

Von Hohenheim, dem späteren Lieblingssitz Karl Eugens, nach Kemnat ist es nicht viel mehr als eine Viertelstunde Wegs. Es ist zwar nicht bekannt, daß der Herzog diesen Weg öfters zurückgelegt hätte; doch erfahren wir aus den Kemnater Kirchenkonventsprotokollen und anderen Archivalien, daß er sich manchen Bewohnern dieses Ortes gegenüber als ein recht wohlwollender Landesvater erwiesen hat.

Eine steinerne Tafel am dortigen Gasthaus zum Lamm enthält heute noch folgende Inschrift: „Heil sey diesem Hauß, welches den 11. Augusti 1776 durch die Allerhöchste Gegenwart CARLS unseres allertheuresten Herzogs und Landes Vatters in der Mittags Stunde beglückt geworden und zu der allertiefsten unterthaenigsten Danksagung des Besitzers Isaak Weber von Seiner Herzoglichen Durchlaucht auf bestaendig vor Steuer Frey Allergnaedigst erkläret worden.“

Was den Herzog zu diesem Gnadenakt veranlaßte, ist uns zwar nicht überliefert; doch ließ sich folgendes ermitteln. Der Weingärtner und Wirt Isaak Weber erstellte 1776 das Anwesen. Er hatte eine achtköpfige Familie zu unterhalten und durfte sicher nicht allzu häufig einen Vollherbst ernten. In Kemnat wurde bis vor etwa hundert Jahren Wein gebaut; die einstige Kelter ist noch erhalten. Durch den Bau, den er erst zwei Jahre später zur Brandversicherung anmeldete, mag er in eine angespannte Lage gekommen sein. Vermutlich hatte der hohe Herr bei ihm eingekehrt und dabei von den Sorgen des Mannes erfahren, was ihn dann zu der erwähnten Gunstbezeugung veranlaßt haben mag. Daß Weber – wie mitunter erzählt wird – der Hofnarr des Herzogs gewesen sei, dürfte wohl kaum zutreffen. Doch mag er gelegentlich in Hohenheim zu tun gehabt haben und dabei dem Herzog durch seine Schlagfertigkeit aufgefallen sein. Daß Weber ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein besaß und ein unerschrockener Mann war, läßt sich aus seinem Auftreten vor dem Kirchenkonvent entnehmen. Er starb vier Jahre nach dem herzoglichen Gunsterweis im Alter von 57 Jahren. Er wurde „auf dem Mühlwehr an dem Eck des Hohenheimer Guts im Rückweg von Plieningen tot aufgefunden. Bei der Sektion ergab sich, daß er an einem Steck- und Schlagfluß gestorben war“. Böse Leute erzählten sich, er sei vom Teufel geholt worden.

Wie lange das Haus tatsächlich steuerfrei blieb, läßt sich nicht genau feststellen. In einem Kaufbucheintrag von 1806 ist die Steuerfreiheit noch festgehalten. Vermutlich ist dann durch die Neusteuerbarkeitsgesetze der Folgezeit eine Änderung eingetreten. Überraschen mag uns, daß es der Herzog verbot, an der Kirchweihe oder

bei Hochzeiten aufzuspielen und zu tanzen. „Das schädliche Kuchenbacken“ an der Kirchweihe sah er als eine Verschwendung an und untersagte es ebenfalls. Dem Kemnater Schultheißen war es ein ernstes Anliegen, keine Verstöße gegen diese Anordnungen aufkommen zu lassen. Nun geschah es aber am 24. November 1778, daß bei zwei Hochzeiten, die am selben Tag im Ort stattfanden, aufgespielt und getanzt wurde. Schuld daran war der „Bräutigamsführer“ des einen Paares, der Soldat im Gablonzischen Regiment war und sich mehr erlauben zu dürfen glaubte als andere. Trotz des Einschreitens des Schultheißen wurde weitergetanzt. Was tat aber der in seiner Autorität erschütterte Ortsvorsteher? Er ging zwei Tage darauf zum Herzog nach Hohenheim und wurde dort auch vorgelassen. Der Fürst hörte sich die Sache an und befahl, die beiden Wirte um „einen kleinen Frevel“, also um 3 Gulden 15 Kreuzer zu strafen. Zugleich veranlaßte er, daß der respektlose Soldat durch einen Korporal abgeholt und zu seinem Regiment gebracht wurde. Wie dankbar mag der Schultheiß dem Herzog dafür gewesen sein, daß er ihn so tatkräftig unterstützte! Es war dem Herzog nicht zu wenig, einen bekümmerten Dorfschultheißen zu empfangen und die in Frage gestellte Autorität eines gewissenhaften Dieners der Obrigkeit zu stärken.

In den Jahren 1780–1783 tat der Herzog manches für die Armen von elf Filderorten in der Umgebung Hohenheims, unter denen sich auch Kemnat befand. Am 4. Oktober 1780, dem Namenstag Franziskas, ließ er in Hohenheim 100 Arme kleiden und speisen. Die Auswahl würdiger Personen war den Pfarrern dieser Orte aufgetragen worden. Es durften keine Aushauser und keine Personen gemeldet werden, die gegen das sechste Gebot verstoßen oder sich sonst einen bösen Namen gemacht hatten. An vierzig bedürftige Schulkinder ließ er Bibeln, Gesangbücher und Konfirmationsbüchlein ausgeben. 220 ärmere Leute erhielten entweder 4 Simri Mehl oder ein großes Stück Wildbret oder 4 dreipfündige Brotlaibe oder 9 Liter Wein oder ein Geldalmoosen. Auch „12 bresthafte und elende Personen, die als eigentliche Bettler in zerrissenen Kleidern erscheinen und deren Anblick schon zum Mitleiden bewegen solle“, gehörten zum Kreis der Geladenen. Von dem damals 530 Einwohner zählenden Kemnat waren insgesamt 9 Arme und 30 Bedürftige ausgewählt worden. Auch war noch eine beträchtliche Zahl lediger Burschen und Mädchen zum Tanze eingeladen, von Kemnat allein 30. Die Pfarrer und Schultheißen der betreffenden Orte hatte man zur Aufsicht herbefohlen.

Ähnliches wiederholte sich in den folgenden Jahren, wo-

bei am Namenstag des Herzogs und seiner Geliebten Gaben verteilt wurden. 300–400 Arme wurden jeweils „auf das reichlichste gespeist“. Im Jahr 1782 beschenkte der Fürst außerdem an beiden Namenstagen 10 arme Brautpaare „von guter Aufführung“, die demnächst heiraten wollten, mit einer Aussteuer von je 200 Gulden.

Als Karl Eugen im Jahr 1783 das Scharnhäuser Schloßchen erbauen ließ, wollte er auch eine gute Straße von Hohenheim zu dem neuen Lustschloßchen haben und ließ im gleichen Jahr eine Allee durch das Körschtal herstellen, die später den Namen „Königsträßchen“ erhielt. Nun sollte man denken, daß es für den Landesfürsten ein Leichtes gewesen sein müßte, den erforderlichen Platz für den Straßenbau zu erwerben. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Die Kemnater, Stockhäuser und Scharnhäuser Besitzer der Talwiesen waren nicht dazu zu bewegen, den notwendigen Platz von knapp 4 Morgen käuflich abzutreten; sie gingen lediglich auf eine pachtweise Überlassung ein. Der Fürst beugte sich dem Stolz der Wiesenbesitzer und einigte sich mit ihnen

auf ein jährliches Pachtgeld von 106 Gulden 6 Kreuzer. Das „Alleegeld“ ging Jahr um Jahr bei der Gemeindepflege Kemnat ein, die die Verteilung an die Grundstücksbesitzer vornahm. Auch die Nachfolger Karl Eugens bezahlten den Pacht und unterhielten die Straße, die für sie ohne jede Bedeutung, für die Anlieger dagegen von erheblichem Nutzen war. Erst im Jahr 1910 übernahm die Gemeinde Kemnat die Unterhaltung des Sträßchens, ließ sich aber vom Hofkameralamt einen jährlichen Beitrag von 150 Mark zusichern.

Wenn man sich mit der Frage beschäftigt, warum Karl Eugen trotz seiner Gewalttätigkeiten so volkstümlich war, so wird man dabei an solche Vorkommnisse denken müssen, wie sie hier aus der Sicht von Kemnat dargestellt werden konnten, die den Herrscher von einer recht sympathischen Seite zeigen: als Gönner eines bedrängten Hausvaters, als Wahrer der Autorität eines bekümmerten Dorfschultheißen, als Wohltäter der Armen wie als kompromißbereiten Geschäftspartner eigenwilliger Landwirte.

Das stumme Heer

Nächtlich zieht ein stummes Heer
Heimatlos durchs Land,
Ohne Schild und ohne Speer
Alle Hand in Hand.

Immer muß es weiterschreiten
In der Dunkelheit,
Und die Toten ferner Zeiten
Geben das Geleit.

Schweigend tragen sie die Welt
Stück für Stück zu Grab,
Und von ihren Händen fällt
Endlich alles ab.

Ulrich Binder

Was uns beschäftigt — was uns angeht

Wald soll Wald bleiben

Bürgerprotest gegen Hannibal

In Stuttgart wird zur Zeit wieder heftig darüber gestritten, ob stadtnaher Wald für irgendwelche Zwecke der Stadterweiterung verbraucht werden darf, oder unter allen Umständen der Bevölkerung als allgemeiner Erholungsraum erhalten bleiben muß. Der für das Großbauvorhaben Hannibal aufgelegte Bebauungsplan, welcher die Waldstücke Asem und Ohnhold weitgehend in Anspruch nimmt (sie liegen auf der Karte auf Seite 184 dicht südlich des Landschaftsschutzgebietes Nr. 26) hat hierzu den äußeren Anlaß gegeben. Allerdings wird schon seit längerer Zeit von weiten Kreisen der Bürgerschaft dringend ein bindender Schutz des Waldes gefordert. Zum Hauptsprecher gegen den Bebauungsplan hat sich der Bürgerverein Stuttgart-Schönberg gemacht, weil dieses Gebiet am nächsten von dem Bauprojekt betroffen ist.

Das Bauvorhaben Hannibal bedeutet die erschreckendste Zerstörung von Erholungswald, die wir in Stuttgart seit Jahrzehnten erlebt haben; um so alarmierender, als es sich nicht um einen Sonderfall wie Hochschule, Krankenhaus oder sonst eine Erholungs- oder kulturelle Anlage handelt, sondern um ein in zwei riesigen Baumassen zusammengefaßtes Wohnprojekt für etwa 1000 Familien. Wer gibt die Gewähr, daß nicht derartige Anträge überall in den Wäldern auftauchen, wenn sich erstmals ein solches Vorhaben öffentlicher Förderung erfreuen dürfte? Der Zufall, daß hier die Stadt ein größeres zusammenhängendes Waldstück besitzt, ist kein überzeugender Grund, es für eine solch außergewöhnliche Nutzung zu verwenden. Es paßt sich auch dem Gesamtplan nicht sinnvoll ein.

Als vor 5 Jahren Stuttgart seine Landschaftsschutzkarte aufstellte, blieben Weidach, Ohnhold und Asemwald außerhalb des Landschaftsschutzes mit der Begründung: „Der Wald schützt sich selbst.“ Offenbar rechnete man mit dem spontanen Einspruch der

Allgemeinheit, wenn irgendwo ein unberechtigter und vermeidbarer Angriff auf diesen charakteristischsten und wertvollsten Besitz unserer Stadt erfolgen sollte. Auch ein Stadtoberhaupt kann ja nicht alle guten Absichten des Landschaftsschutzes durchsetzen, wenn ihm die Bürgerschaft nicht hilft. So ist der heutige Protest der Bürger durchaus sinnvoll, und wir können ihm nur den besten Erfolg wünschen. Gerade dieser schmale Waldgürtel am Nordrand der Filder, die sich nach Süden und Osten auf rund 10 km fast waldlos erstreckt mit stets weiterwachsenden volkreichen Wohnplätzen, ist als stadtnaher Erholungsraum unersetzlich. Da große Teile durch eine Kaserne in Anspruch genommen sind, und gewisse Eingriffe für Verkehrsanlagen wohl nicht zu vermeiden sein werden, sind die weiteren Flächen als Auslauf für die Wohnbevölkerung der umliegenden Stadtgebiete, zu welchen auch die noch erheblich anwachsende Landwirtschaftliche Hochschule zu rechnen ist, schlechterdings unentbehrlich.

Das neue Projekt ist gegenüber dem

Im Einverständnis mit ihm hat die Arbeitsgemeinschaft Stuttgarter Bürgervereine zusammen mit anderen Vereinigungen am 20. September in der Turnhalle der Filderschule in Degerloch eine Bürgerversammlung zur freien Aussprache über den Hannibal und andere Angriffe auf den Wald abgehalten, in der auch verschiedene Stadträte kritisch das Wort ergriffen.

Der Schwäbische Heimatbund wandte sich mit einem offenen Brief an die Veranstalter, um ihr Vorhaben zu unterstützen. Wesentliche Abschnitte unseres Schreibens wurden erfreulicherweise schon am Tag der Versammlung in der Stuttgarter Zeitung veröffentlicht oder in der Aussprache sowie in den Berichten angeführt.

Da es in der Kontroverse über den Hannibal um grundsätzliche Fragen der Gesamtplanung im Großstadtraum, zugleich mit Entwicklungsfragen des Wohnungsbaues und der Landschaftspflege geht, an welchen der Schwäbische Heimatbund regen Anteil nehmen muß, veröffentlichen wir den sachlichen Inhalt des offenen Briefes im vollen Wortlaut.

W. K.

ersten umfangreicher geworden. Damals sprach man von 12 ha, heute sollen mehr als 15 ha Wald geopfert werden, denn die verbleibenden Ränder werden diesen Ehrentitel nicht mehr verdienen. Während man 1959 mit einem Block von 650 m Länge und 20 m Breite, also 13 000 qm überbauter Fläche auszukommen glaubte, zeigt jetzt der Bebauungsplan Bauflächen für 2 Wohnblöcke von mehr als 15 000 qm Fläche, dazu weitere etwa 10 000 qm Bauflächen für Läden, Restaurant, Heizung, Clubhaus, Kindergarten u. dgl. Hinzu kommen noch unterirdische Parkflächen und umfangreiche Wegeflächen. Man bestätigt damit die von Anfang an vertretene Meinung der Warnenden, daß nicht so wenig Waldgelände gebraucht würde, wie man anfangs beschwichtigend glauben machen wollte. Ob nicht noch weitere Nebenanlagen dazu kommen?

Auch in der Höhenentwicklung scheinen die Maße, die dem techn. Ausschuß ursprünglich vorgelegt wurden (Stuttg. Ztg. vom 7. 12. 1961), inzwischen verlassen worden zu sein.

Der längere und niedere Wohnblock war damals mit 28 m, der kürzere, hohe mit 56 m angegeben worden. Bezogen auf eine mittlere Geländehöhe von 435 m über NN ergeben die nach dem Bebauungsplan zugelassenen Maße Gebäudehöhen von 50 m bzw. 64 m. Über einen neuen Entwurf, der offenbar dem aufgelegten Bebauungsplan zugrunde liegt, wurde die Öffentlichkeit m. W. noch nicht ausführlich informiert. Es fällt überhaupt auf, daß die frühere publicity-Arbeit der Architekten ganz nachgelassen hat. Warum? Weil das erschreckende Programm, das sich veräßerlich im Namen ausdrückte: (Hannibal = Anführer bedrohlicher Massen) offenbar nicht die anfangs erwartete allgemeine Zustimmung fand. Wir möchten dies als erfreuliches Symptom betrachten und hoffen, daß die endgültig über die vielen baurechtlichen und planungstechnischen Ausnahmen beschließenden Behörden auch die folgenden Überlegungen bei der Beurteilung gebührend berücksichtigen.

a) Wozu führt es, wenn einer Gemeinde gestattet wird, auf einer im Generalbebauungsplan nicht als Baugelände ausgewiesenen größeren Waldfläche im Eigenbesitz ein Wohnbauvorhaben dieses Ausmaßes zu genehmigen? Sicher zu Hannibalismus im ganzen Land!

b) Sind die soziologischen Auswirkungen solch gehäufter Menschenzusammenfassung in einem der Großform industrieller Bauaufgaben angeglichenen Massenwohnhaus so weit erforscht, daß dem Experiment Hannibal ohne Bedenken zugestimmt werden kann? Man spricht in Holland schon vom „Betonfieber“ in modernen Häuserblöcken und stoppt in Schweden den Bau von Wohnhochhäusern! Dort hat man seine Erfahrungen gemacht.

c) Ist uns unsere Stadtjugend, die sowieso noch zu wenig Auslauf hat, nicht zu gut dazu, in Wohnverhältnissen aufzuwachsen, die jeder Gefährdung durch Bildung von unbeaufsichtigten Horden von Jugendlichen Vorschub leisten? Wo ist der Arzt

und Psychologe, der von der Behörde um sein Urteil gefragt wird, bevor mit großem Aufwand das Unheil geschehen ist?

d) Sind die gewichtigen Bedenken ausgeräumt, welche die Akademie für Landesplanung und Städtebau nach ausführlicher Erörterung des Projektes mit dem Entwurfsverfasser in einem Kurzgutachten Ende 1959 niedergelegt hat? Wohl sind einige Verbesserungen z. B. in der Anordnung der Baukörper zur Himmelsrichtung gemacht worden, aber die wesentlichen Einwände gelten nach wie vor.

Einige der Feststellungen seien in abgekürzter Form angeführt:

Die anerkannte Bauplatznot bedingt nicht die extreme Wohnform des Hannibal. Mischung von verschieden hohen Baugruppen im Sinn der aufgelockerten Stadt wäre in der kleingliedrigen schwäbischen Landschaft zu bevorzugen.

Die Annahme, das Großwohnhaus fördere eine gewünschte Anonymität des Wohnens, wird in Frage gestellt, eher sei eine unerfreuliche „Lärmgemeinschaft“ zu befürchten.

Entscheidende Kostenvorteile seien keineswegs zu erwarten.

Der Wohnwert der nur von den Schmalseiten belichteten Einheiten mit viel innenliegenden Raumteilen, schlecht oder nur künstlich belichtet und belüftet, sei gering. Auch die prachtvolle Fernsicht werde ja nur einem kleinen Teil der Wohnungen zugute kommen.

Das Gutachten schließt mit folgenden Sätzen, die allen Befürwortern zu denken geben können:

„Es handelt sich hier um eine maßlose Übersteigerung teilweise richtiger Gedanken, wobei die Nachteile die angestrebten Vorzüge bei weitem überwiegen. Daher wären auch Zuschüsse und besondere Förderungen seitens der öffentlichen Hand fehl am Platz.“

Im ganzen zeigt sich, daß der heute praktizierte Städtebau an eine Grenze gelangt ist. Wo Lösungen wie das Projekt Hannibal nötig erscheinen, fehlt es offensichtlich an

einer übergeordneten Planung und Ordnung, die eine gesunde Verteilung von Arbeitsstätten und Wohnungen auch über Markungsgrenzen hinweg erreicht. Es zeigt sich die Notwendigkeit, in übergemeindlichen Stadtlandschaften zu denken und zu handeln. Ausgangspunkt aller Überlegungen kann nicht mehr die Wachstumstendenz einer einzelnen Gemeinde bleiben, sondern muß das Wohl der Menschen sein, für welche die Gemeinden lediglich Treuhänder sind.“

Der Schwäbische Heimatbund tritt dieser Auffassung bei und schließt sich auch der Forderung an, durch einen bindenden „Waldentwicklungsplan“ die Zukunft der Stuttgarter Wälder zu sichern. Die deutliche Sprache in einer Stellungnahme des Regierungspräsidiums (s. Stuttg. Ztg. vom 1. 8. 1962) gibt uns die Zuversicht, daß in der Sache Hannibal noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Warum wir den Hannibal als Wohnform ablehnen?

Weil sich hier das seriell-schematische Prinzip der Technik, welches dem Kreatürlichen im Menschen in seiner innersten Wesensart entgegengesetzt ist, unnötigerweise in eben den Bereich übermäßig eindringt, der am ehesten noch Zone der persönlichen Lebens- und Umweltgestaltung sein kann; nämlich in die Familie und den Feierabend. Das muß nicht so sein und sollte deshalb, wo irgend möglich, vermieden werden.

Die Umwelt formt den Menschen, ob jung oder alt. Je mehr die Arbeitswelt ihn technisch einspannt und überfordert, desto dringender braucht er das Gegengewicht in der Freizeit.

Ich fühle mich noch verpflichtet, Ihnen dafür zu danken, daß Sie der Bürgerschaft Gelegenheit geben, sich nochmals darüber zu besinnen, was ihr hier zugemutet werden soll und ob man damit wirklich auf dem rechten Weg ist. Der Schwäbische Heimatbund kann im Interesse der Allgemeinheit nur hoffen, daß endlich andere Wege zur sinnvollen Planung in unserem übersiedelten Raum gefunden werden.

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau. Bearbeitet von Georg Himmelheber, zeichnerische Aufnahmen von Sandor Kasper. Mit 394 Abbildungen im Text und zwei Karten. Deutsche Verlagsanstalt, o. J. (1962). DM 36.-.

Die Inventarisierung der Kunstdenkmale in Württemberg geht langsam voran. Wenn man bedenkt, daß das vorliegende Inventar das erste seit Kriegsende ist – denn das Inventar des Kreises Wangen von 1954 lag bei Kriegsende im Manuskript abgeschlossen vor und wurde vorwiegend durch Quellen- und neuere Literaturstudien ergänzt –, so wird man eingangs den Wunsch aussprechen dürfen, daß der Staat die Einstellung oder Beauftragung weiterer geeigneter Kunsthistoriker für die Inventarisierung der Kunstdenkmale nicht scheuen möge. Es ist bedauerlich, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes als Mitarbeiter aus dem Staatl. Amt für Denkmalpflege ausgeschieden ist. Seine Arbeit ist gut, dies vor allem nach der Seite der Bearbeitung der Archivalien, die fleißig erforscht und ausgewertet worden sind. Ähnliches gilt für das Literaturstudium; auch hier wurde nichts versäumt. Die Bestandsaufnahme selbst erfolgte gewissenhaft. Doch sei hier ein Bedenken angemeldet: die Beschreibungen sind im Umfang – sowohl für die Zwecke der Forschung als auch der Denkmalpflege – zu knapp. In Altdorf hat das Schiff eine „niedrige Holzdecke“, – es handelt sich um eine Tüferdecke des 16. Jhs. Eine „tiefe Empore im Westen“ wird vermerkt. Diese besitzt Holzverbindungen mit Verblattung, gehört also dem frühen bis mittleren 16. Jh. an. Auch beim Fachwerk tritt der Mangel an Ausführlichkeit in Erscheinung, der um so schwerer wiegt, als hier Fehldatierungen vorkommen, die zu prüfen dem Leser nur an Hand einer genaueren Beschreibung oder Abbildung möglich gewesen wäre. In Weißbach etwa führte die Nichtbeachtung des Charakters der Fachwerkverbindung zur Datierung des Fachwerkaufbaus des Schiffes auf das Jahr 1709, während hier Entstehung nur im 15. Jh. möglich ist. In Hollenbach wird zwar der Fachwerkaufbau auf dem Chor genannt, aber nicht nach seinem technischen Charakter beschrieben; da in der Baugeschichte Angaben über jenen Aufbau fehlen, bleibt seine Bauzeit offen. Auch hier handelt es sich um ein Werk des 15. Jhs. Was haben überhaupt solche Aufbauten zu bedeuten? Ein Wort hierüber wäre in der Einführung am Platz gewesen, auch wenn keine exakte Deutung möglich ist. Vermutlich dienten sie ganz einfach als Fruchtschütten, die vornehmlich in kriegerischen Zeiten benutzt wurden; wir sehen uns also einer Erscheinung des Wehrkirchenzweckes gegenüber. Auch bei den Fachwerkbauten in Niedernhall vermißt man die Kennzeichnung der Technik. Aber auch im Steinbau kann der Stil der Kurzbeschreibung zur Übergehung von typischen oder charakteristischen Einzelheiten führen. Nur als Beispiel: in Mulfingen wäre es gut gewesen, das erweiterte romanische Ostfenster zu erwähnen, dies um so mehr, als das entsprechende Fenster der Südseite zwar als „schlichtes rundbogiges Schlitzfenster“ genannt, nicht aber als romanisch bezeichnet wird (eine entsprechende Angabe in der Baugeschichte fehlt). Der Turm stammt somit in den unteren Geschossen nicht nur „vermutlich“ von einer romanischen Turmhorkirche. Bedauerlich ist auch, daß die Erscheinung der Wehrkirche zu kurz kommt; in Steinkirchen hätten übrigens die Pfeiler am Treppen-

aufgang zur Kirche mit Nennung der Bürgermeister und der Datierung auf 1766 erwähnt werden sollen. Daß eine kurz gehaltene Beschreibung unrichtiger Beobachtung Vorschub leistet, wird hier und dort deutlich. Das Zisterzienserwappen an der Nordseite des Turms der Kilianskapelle Schöntal (doch keine Torkapelle, sondern eine Leutkirche!), hat keine unleserliche Beischrift, vielmehr lautet diese „ANO DNI 1620“. Im Chorturm selbst sind keine Schlitzfenster, sondern regelrechte Schießscharten; dies ist deshalb wichtig, weil damit der Sinn der Turmerhöhung von 1620 verständlich wird: er diente Wehrzwecken. In Crispenhofen trifft die Beschreibung der Schiffsfenster („Je drei kleine spitzbogige Fenster an den Längsseiten“) nicht zu, vielmehr handelt es sich dabei um mittelgroße Fenster späterer Zeit; hingegen liegen in der Südwand zwei kleine Spitzbogenfenster frühen Datums, die für die Datierung („vermutlich 1344“) wichtig sind, jedoch unerwähnt bleiben. Zu einer unhaltbaren Baugeschichte hat die kurz gehaltene Beschreibung in Verbindung mit darauf eingestellter Beobachtung bei der Laurentiuskirche in Niedernhall geführt. Die Ortsteine nämlich des romanischen Mittelschiffs sind in der Westwand deutlich zu erkennen. Danach kann man die obere und auch untere Kante der romanischen Pultdächer und damit auch die Höhe der romanischen Seitenschiffmauern berechnen. Diese Höhe liegt unter dem Scheitel der heutigen riesenhaften Rundbogenarkaden. Somit ist der von Himmelheber verworfene Bachschen Hypothese, die auch Elisabeth Grünewald – in einem in den Literaturangaben nicht verzeichneten – Aufsatz vertrat, zuzustimmen, wonach in spätgotischer Zeit zwei der romanischen Pfeiler samt ihren Arkaden herausgenommen worden – dies in Zusammenhang mit einer Erhöhung der Seitenschiffswände und Verwandlung in eine pseudobasikale Halle. Das ist nicht so sinnlos, wie es scheint: man errichtete damit einen vom seitlichen Licht durchfluteten Hallenraum. Selten kann Formen- und Gesinnungswandel so deutlich verfolgt werden wie hieran. Damit entfällt aber auch die von Himmelheber gezogene Verbindung zum Churer Dom, die schon deshalb unsicher war, weil die Seitenschiffe erst in spätgotischer Zeit bis in Höhe der Ostwand des Turmchors geführt und mit diesem durch Öffnungen verbunden wurden. Eine Fehldatierung ist auch die Ansetzung der Bauplastik des nördlichen Freipfeilers in romanische Zeit. Der Naturalismus der Bildung erlaubt, worauf schon Elisabeth Grünewald hinwies, einzig eine Datierung in die Zeit um 1500. Es handelt sich dabei um ein Tau, das um den Pfeiler gewunden und mit einem Stecken angezogen ist, wobei der Stecken durch einen Nagel daran gehindert wird, zurückzuschellen. Also eine ganz imitativ naturalistische Gestaltung, auf deren magischen Sinn – als Bauzauber – der Unterzeichnete in der „Schwäbischen Heimat“ hinwies. Es wäre also der Wunsch nach mehr eingehenden Beschreibungen auszusprechen, und zwar deshalb, weil dadurch sorgfältige Beobachtungen gefördert und Irrtümer vermieden werden. Im Zusammenhang damit wäre wohl auch die Frage zu stellen, ob sich die Bearbeitung nicht auch auf eine gewisse wissenschaftliche Verarbeitung des Beschriebenen erstrecken sollte, vor allem, wenn es sich dabei um bestimmte, außerordentliche Erscheinungen handelt. Die Lage beispielsweise der Kirche von Altdorf im Feld wird verständlich, wenn man die Flurnamen heranzieht, die eindeutig den Schluß darauf zulassen, daß der Ort einst um die Kirche lag. Oder: die hohe Lage des Sakramentshauses in Kocherstetten, die nur aus der Abbildung, nicht aus der Beschreibung entnehmbar ist, kann nur von einer ehemaligen Krypta aus gedeutet werden. Ferner: bei einem so hervorragenden

Werk wie dem von Philipp von Weinsberg und der Anna geb. v. Stoffelsheim in Schöntal sollte der Versuch einer kunstgeschichtlichen Einordnung gemacht werden. Die stilistischen Beziehungen weisen dabei in eine sehr bezeichnende Richtung: den Mittelrhein. Am nächsten etwa kommt der Figur des Philipp von Weinsberg der Grabmalorso eines Ritters sowie die Figur des Hans von Wolfskehl (gest. 1505) in Oppenheim, beide der Werkstatt des Meisters ML aus Heidelberg angehörend (von Rott mit Moritz Lacher gleichgesetzt). Es ist durchaus möglich, daß das Schöntaler Meisterwerk ein Frühwerk des Meisters ML ist.

Im Blick auf künftige Inventare wird auch vorzubringen sein, daß beigegebene Bauzeichnungen ohne Maßstabangaben einen großen Teil ihres Wertes verlieren; bedauerlich ist, daß in diesen die Kennzeichnung der verschiedenen Bauzeiten nicht beibehalten wurde. Die jeweilige Baugeschichte wäre dadurch sehr anschaulich geworden. Sehr zu begrüßen ist die Aufnahme der Abbildungen in den Text. Ganz ausgezeichnet sind durchweg die von Hilde Baumgärtner gefertigten Aufnahmen.

Ad. Schabl

Hans Dieter Ingenhoff, *Der Meister von Sigmaringen – Die Malerfamilie Strüb aus Veringenstadt*, Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Tübingen, Bau- und Kunstgeschichte, Band 1, Silberburgverlag Stuttgart 1962, DM 15.–.

Die vorliegende Arbeit fußt auf dem Werk von Hebeisen „Die Künstlerfamilie Strüb“ und verwertet die Ergebnisse der immer noch ungedruckten Dissertation von Altgraf Salm über den Meister von Meßkirch sowie die Rottischen Quellenforschungen, um auf stilkritischer Grundlage zu einer Sonderung der Arbeiten von Hans, Jakob und Peter Strüb zu gelangen. Ausgangspunkt ist dabei der Inzirkofener Altar des Hans und Jakob Strüb von 1505, wobei die gemeinsame Abhängigkeit beider Brüder von Barth. Zeitblom und Bernhard Strigel festgestellt wird, mit dem Unterschied allerdings, daß einer der beiden – er wird vom Verfasser mit Jakob gleichgesetzt – immer in der Gefolgschaft Zeitbloms bleibt, während der andere sich über Strigel weiterentwickelt. Dem entspricht die stumpfe Farbgebung „Jakobs“, während „Hans“ im farbigen vielfältig, dabei nicht unharmonisch ist. Die Kompositionen sind von Schongauers Graphik, später auch von der Dürers, beeinflusst. Auf dieser Grundlage sondert der Verfasser zwei Künstlerwerke, von denen das qualitätvolle Hans gegeben wird, das durchschnittliche Jakob. Auch ein Marienfragment und das Fragment eines Priesters in der Stuttgarter Staatsgalerie werden Hans zugeschrieben, als dessen Spätarbeiten die Karlsruher Kreuzigung (unter Ablehnung der Rottischen Hypothese von Rudolf Stachel) und drei Flügelbilder in Sigmaringen betrachtet werden. Eine bildhauerische Tätigkeit der Werkstatt wird abgelehnt. Die Ausführungen über Peter Strüb werden besonderer Aufmerksamkeit begegnen, da Altgraf Salm die Vermutung ausspricht, der Meister von Meßkirch könne kein anderer gewesen sein als eben Peter Strüb. Es gelingt Ingenhoff, die Wandmalereien der Altarkonche der Peterskapelle Veringenstadt, die Hettinger Wandmalereien und die Tafelbilder des Talheimer Altars im Württ. Landesmuseum Stuttgart untereinander in glaubhafte Verbindung zu bringen und zu dem Strübkreis in Beziehung zu setzen, wobei denn die Annahme der Autorschaft des jüngsten Strüb, namens Peter, eines nachweislich gebildeten und wohlhabenden Malers, nahe liegt. Darf man den Sprung von den Talheimer Flügeln zu den frühen Flügelbildern des Meisters von Meßkirch in

Sigmaringen wagen?! Die stilistische und geistige Verwandtschaft zwischen den genannten, zeitlich wenig auseinander liegenden (vor 1519, zwischen 1520/23) Arbeiten ist immerhin so groß, daß das Trennende darüber zurückgestellt werden darf, dies um so mehr, als dieses Trennende durchaus im Sinne der Entwicklung eines Meisters, die aus der Spätgotik in die Renaissance führt, zu liegen vermag.

Ad. Schabl

Otto Borst, *Eßlingen a. N.*, Ein Brevier seiner Geschichte und Kunst, Bechtle-Verlag, Eßlingen 1962, DM 7.80.

Was hier gegeben wird, ist nichts anderes als das Lebensbild einer großen ehemaligen Reichsstadt, mit der sich an Bedeutung keine Stadt des Neckarlandes messen kann. Stadtarchivar Otto Borst, bekannt geworden durch mehrere wissenschaftliche Untersuchungen zur schwäbischen und fränkischen Stadtgeschichte, gibt in zwanzig Kurzkapiteln einen Abriß der Stadtgeschichte, der unser Wissen über Eßlingens Werden und Wachsen bis in die Gegenwart hinein gut zusammenfaßt und – was ebensoviel wert ist – anschaulich und lebendig, spannend und packend darstellt. Ein besonderer Abschnitt gilt den Eßlinger Sehenswürdigkeiten, es folgt eine Zeittafel. Wichtig sind die ausführlichen Quellen- und Literaturhinweise. Eine kleine Karte verzeichnet die wichtigsten Bauten der Stadt. 36 Abbildungen sind beigegeben. Wir wünschen uns noch mehr solcher zuverlässiger und zugänglicher Stadtmonographien!

Ad. Schabl

Adolf Herrmann, *Barocke Kunst um Ulm*, Anton H. Konrad Verlag, o. J. (1961). DM 5.–.

Eine mit Bildern reich ausgestattete, wissenschaftlich gut gegründete, von künstlerischer Einfühlung getragene Beschreibung der barocken Welten von Wettenhausen, Günzburg, Witzighausen, Roggenburg, Erbach, Wiblingen, Elchingen, Wullenstetten und Ingstetten! Auch Illertissen und Oberdischingen sind zwei Abschnitte gewidmet. Das kleine Werk eignet sich vorzüglich dazu, dem oberschwäbischen Barock neue Freunde zu gewinnen.

Ad. Schabl

Jahresheft des Geschichts- und Altertumsvereins Göppingen, 3. Folge, Göppingen 1962.

In der Stille wird innerhalb des Göppinger Geschichts- und Altertumsvereins gute Arbeit für die Erforschung des Göppinger Raumes geleistet. Dafür zeugt dieser äußerlich bescheidene Band, der es indessen „in sich“ hat. Denn er enthält einen Aufsatz von Erwin Kohler über den „Untergang des alamannischen Herzogtums (das Gericht von Cannstatt)“, einen zweiten von Karl Kirschmer über „Jörg Staufer von Bloßenstauen zu Hohenstauen“, der ein packendes Kulturbild aus der Zeit Herzog Ulrichs darstellt; ferner eine Abhandlung von Otto Schurr über Burgen in und um Schlat, sodann einen mit guten Abbildungen ausgestatteten Aufsatz von Manfred Ackermann über „Frühe kirchliche Wandmalereien im Kreis Göppingen“ (Faurndau, Oberwälden, Eislingen, Zell, Bezgenriet, Salach, Heiningen), der Themenwahl, formale Haltung, Entstehungszeit und Freileggungsgeschichte der Bilder behandelt, deutlich macht, daß in der Regel jede Dorfkirche einen bedeutenden Schatz an Wandbildern besessen haben muß und mit Recht den Wunsch nach einer Entfernung der Übermalungen in Zell ausspricht. Eine große Zahl von in den Text eingestreuten Bildern sorgt für Anschaulichkeit.

Ad. Schabl

Heidenheimer Chronik. Geschichte der Stadt Heidenheim an der Brenz 1911–1960. Im Auftrag der Stadtverwaltung herausgegeben von Gerhard Schweier. 1962.

Das vorliegende Werk setzt die Chronistenarbeit von Karl Kaspar Meck fort, die sich über die Jahre von etwa 1300 bis 1910 erstreckte. In den kurzen chronikalischen Aufzeichnungen tritt uns Gegenwart als Geschichte entgegen. Die Stärke des Werkes liegt dabei gerade darin, daß es den geschichtlichen Ablauf in zahllosen stichwortartigen Sätzen feststellt, jedoch keine Stellung nimmt. So entsteht eine filmartige Folge von Einzelbildern, aus denen der Sinn des Ganzen vielleicht deutlicher hervortritt, als aus einer weitschweifigen Abhandlung. Einigen für Heidenheim wichtigen Themen sind Sonderberichte gewidmet, so den Stadtgeldausgaben, dem „Kirschenkrieg“, dem Schäferlauf und Naturtheater (beide von Fritz Schneider), dem Lied (Hermann Mohn) usw. Jeder Heidenheimer oder Freund von Heidenheim sollte diesen getreuen Spiegel der Heimatgeschichte sein eigen nennen.

Ad. Schabl

J. C. Rösler, *Schorndorfs wirtschaftliche Entwicklung in vier Jahrhunderten.* Sonderdruck aus „100 Jahre Volksbank Schorndorf“ (1862–1962).

Diese, teilweise auf Grund ungedruckter Quellen gefertigte Arbeit des Schorndorfer Stadtarchivars sei der Aufmerksamkeit des heimatkundlich Gebildeten besonders empfohlen. Er gibt einen Längsschnitt durch die Wirtschaftsgeschichte einer altwürttembergischen Landstadt. Besonders wichtig sind der Hinweis auf die Verbindung von Wein- und Salzhandel und die Schilderung der Entwicklung von Gewerbe und Verkehr im 19. Jahrhundert, vor allem nach Beseitigung der Festungswerke, auf die ausführlich eingegangen wird.

Ad. Schabl

Utta Keppler: *Die Falterfrau.* Das ungewöhnliche Leben der Maria Sibylla Merian. Salzer, Heilbronn, 303 Seiten. DM 13.80.

Im Jahre 1679 erschien in Nürnberg der erste Teil eines Werkes unter dem Titel: „Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung“. Es enthielt nicht nur prächtige Kupferstiche, sondern legte im Text auch dar, daß sich die häßlichen verachteten Raupen in farbenbunte Schmetterlinge verwandelten, die ihrerseits wieder Eier legten, aus denen die Raupen schlüpften. Was aber dabei das Erstaunlichste war: Dieses Buch hatte nicht etwa ein würdiger hochgelehrter Professor geschrieben, sondern eine blutjunge, kaum 22jährige Frau: Maria Sibylla Graff, geb. Merian. Texte und Zeichnungen stammten von ihrer Hand. Ein solches Buch bedeutete nicht nur zu jener Zeit eine Sensation, es wäre selbst in unsern Tagen ein aufsehenerregendes Ereignis. Maria Sibylla, als das einzige Kind des berühmten Kupferstechers Matthäus Merian d. Ä. aus seiner zweiten Ehe 1647 in Frankfurt geboren, hatte das Talent ihres Vaters geerbt. Überwältigt von der flammenden Schönheit der Farben raubte sie als Vierzehnjährige die kostbaren Tulpen aus dem benachbarten Garten des Grafen Ruitmer und malte sie wie unter einem Zwang. Der Graf, dem sie reuig die Bilder zeigte, erkannte ihre Begabung und verwendete sich dafür, daß sie malen lernen durfte. Unter der verständnisvollen Leitung ihres Stiefvaters Jakob Morell erhielt sie in der väterlichen Werkstatt ihre Ausbildung. Als Morell ihr eines Tages einen Kasten voll Versteinerungen und präparierter Kerfen schenkte, tat sich eine neue Welt für Maria Sibylla auf: das Reich der Insekten. Vor allem wandte sie ihre Liebe und Aufmerksamkeit den Raupen und Schmetterlingen zu, die sie nicht nur sorgsam „abkonterfeite“, sondern

auch systematisch beobachtete. Bald wurde die Malerin so zur Forscherin. Nach ihrer Eheschließung mit dem Nürnberger Maler Andreas Graff (1665) zog sie mit ihrem Mann in dessen Heimatstadt. 1683 erschien der dritte Teil ihres Raupenbuches. Der Ruhm der jungen Frau wuchs, aber auch die Spannungen in ihrer Ehe mit dem zwar begabten aber labilen Graff traten immer stärker hervor. Die Entfremdung führte zur endgültigen Trennung, als Maria Sibylla vor mancherlei Verleumdungen, die wegen ihrer Beschäftigung mit den Insekten über sie verbreitet wurden, Zuflucht suchte in dem religiösen Zirkel der Labadisten, denen sie sich angeschlossen hatte. Sie reiste mit ihren Kindern nach Wieuwerd in Holland, wo die Labadisten auf dem Sitz der Familie van Somelsdyk ein Gemeinschaftsleben führten. Sibyllas Studien erhielten in Wieuwerd neue Anregungen durch naturwissenschaftliche Sammlungen, die aus Südamerika – Surinam – kamen, wo die Labadisten eine Kolonie gegründet hatten. Der Anblick der farbenprächtigen exotischen Falter erweckte in Sibylla den Wunsch, diese „Sommervöglein“ in ihrem Ursprungsland zu studieren. Nach einigen Jahren verließ sie Wieuwerd und zog mit ihren Töchtern nach Amsterdam. Ihre wissenschaftliche und künstlerische Laufbahn wurde gekrönt durch die Reise nach Surinam, wo sie forschend, sammelnd und malend als die „weiße Falterfrau“ zwei Jahre lebte. Die prachtvollen kolorierten Stiche, die sie von dort mitbrachte, sind heute noch das Entzücken von Künstlern und Falterfreunden. In dem Werk „*Metamorphosis Insectorum Surinamensium*“, das 1705 erschien, faßt sie ihre Beobachtungen zusammen.

Das weitgespannte Leben dieser ungewöhnlichen Frau hat in Utta Keppler eine berufene Darstellerin gefunden. Maria Sibylla, die Malerin, die Forscherin, die Liebende, die Mutter wird sichtbar im Spiegel einer feinfühlig-nuancierten Sprache. Der Autorin gelingen Szenen voll Kraft und Zartheit wie etwa die letzte Begegnung Sibyllas mit dem Nürnberger Gelehrten Professor Arnold, dem die Liebe ihrer Frauenjahre gehört. Eine Frau zwischen Künstlerschaffen und Ehe, zwischen Forschung und Muttertum, ein suchender Mensch im geistigen Leben seiner Zeit: das wirft Fragen auf, die im Zeitalter des Barock erstmals aufklingen, die aber bis heute aktuell geblieben sind. So führt Utta Kepplers Buch vom Leben der Maria Sibylla Merian nicht nur in die Vergangenheit, sondern berührt auch die Gegenwart.

Lore Sporhan-Krempel

Ernst Faist, *Von der inneren Freiheit.* Worte für den Alltag. Salzer, Heilbronn 1963. DM 7.80.

In diesem feinen, handlichen Bändchen, das sich als Geschenk für besinnliche Menschen besonders eignet, ist aus alten Geschichten und Betrachtungen bis in die Dichtung der Gegenwart hinein viel – Bekanntes und Unbekanntes – zusammengetragen, was man tief bedenken muß, um es richtig zu verstehen. Daneben stehen Worte, die sich irgendwo an einer Brücke oder an einem Brunnen fanden, volkstümliche Sprichwörter oder östliche Weisheit, und manchmal klingt ganz tiefgründiger, stiller Humor an. – Adolf Köberle spricht in seinem Geleitwort vom Strom religiöser Besinnung, der in solchen Worten auch für die Menschen fließe, die zu Bibel und Gesangbuch keinen Zugang mehr haben. – Von Augustin und Dante über Goethe und Hermann Hesse reicht das Verfasserverzeichnis bis zu Hans Thoma und Mathilde Wrede. Es enthält manche Überraschung und reizt zum Weitersuchen. Es zeigt aber auch, daß Faist keine Anthologie im Sinne hatte, sondern Lebenshilfe geben wollte: Wort gewordene Erfahrung auf dem Weg zur inneren Freiheit.

W. Kittel

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Hohenloher Tage

27. Juli bis 3. August 1963

Als die Teilnehmer der diesjährigen Ferienwoche in der Schlußveranstaltung gefragt wurden, was ihnen am besten gefallen habe, waren sie nicht um Antworten verlegen; was gesagt wurde, beglückte Veranstalter und Leiter gleichermaßen, weil es als ein Zeugnis dafür aufgefaßt werden konnte, daß die Aufgabe, eine bestimmte Landschaft nach ihrem besonderen Charakter in innere Verbindung zu den Teilnehmern zu bringen, gelungen war. Die erste Stelle nahm in jenen Antworten das Lob der weithin ungestörten Natur und der nicht zersiedelten, nicht technisierten Landschaft ein, die ihrem natürlichen Wachstums- und Bildungsgesetz treu geblieben ist und darum auch den Menschen als Naturwesen anzusprechen vermag. Voraussetzung für die Möglichkeit dieser Ansprache war freilich gewesen, daß die Studienfahrten durch Spaziergänge und Wanderungen unterbrochen wurden, wobei das Schreiten, das gemeinsame Gehen das persönliche Verhältnis der Teilnehmer zu Natur und Landschaft wesentlich gefördert hatte. Der Gang etwa von Kupfer über Goldbach und den Rößlesmahdsee nach Gnadental und weiter durch die Waldberge nach dem Dorfbahnhof Gailenkirchen oder der von Forchtenberg, wohin man mit dem Zug gefahren war, nach Schöntal wird allen Teilnehmern unvergessen bleiben. Und doch war es nicht „Wildnis“, die so gesucht und erfahren wurde, sondern eher die vom Menschen geformte Natur, als Geschichts- und Kulturlandschaft. Das begann sogleich am ersten Tag mit einer Erläuterung der Siedlungsgeschichte des Hohenloher Landes durch den Leiter der Woche, Archivrat Schumm, von der Waldenburg aus und mit einer Führung S. D. des Erbprinzen von Hohenlohe-Waldenburg durch das Revier Waldenburg der Fürstl. Forstverwaltung Hohenlohe-Waldenburg. Doch war dies Auftakt. Es war bezeichnend, daß in der Folge alles besonders wichtig wurde, was sich auf die Kenntnis der bäuerlichen Kultur bezog, angefangen bei der Erörterung der Gesteinsarten, der Bodenbeschaffenheit, des Anbaus, über die Schilderung der wirtschaftlichen und rechtlichen Entwicklung des Bauerntums, von Sitte und Brauch bis hin zur Gestalt des Bauernhofes einschließlich der geschnitzten und bemalten Eckpfosten, über die Pfarrer Frank so aufschlußreich und lebendig sprach, ja bis hin zum Be-

such des Grabes von Pfarrer Mayer, der das Reich Gottes über die Gipsdüngung zu fördern suchte. Als außerordentlich günstig erwies sich in all dem, daß man – nicht nur durch den Tagungsort, die Landfrauenschule Kupferzell, sondern auch durch das Landheim Hohebuch – mit dem Bauerntum der Gegenwart in Berührung kam. Vor allem war es die Begrüßungsrede von Frau Direktorin Straub, welche sogleich den Blick in Gegenwart und Zukunft des Bauern und seiner Welt richtete. Mit Recht forderte sie „Weltoffenheit“. Es wurde gesagt: „Sie verlangt von uns, auch von uns Frauen, daß wir Rationalisierung, Technisierung, Automatisierung uneingeschränkt bejahen“. Andererseits aber sprach sie die Verpflichtung aus, „daß wir die Fähigkeit des Menschen erhalten, vertiefen, pflegen, wecken und stärken müssen, die Einheit aller Lebensvorgänge im Tiefsten gemütsmäßig ... zu erleben und zu erfahren“. Diese Einheit aller Lebensvorgänge aber, so wurde angedeutet, umschließt den ganzen Bereich des Menschlichen, Materielles und Ideelles. In diesem Sinne wurde die „Polarität des Rationalen und Irrationalen“ tapfer erkannt und gesagt: „Wir müssen in unserer Landfrauenschule in der Bejahung dieser Spannung leben ...“. In einem verwandten Sinne stellte Archivrat Schumm in seiner Eröffnungsansprache einen unsentimentalen Heimatbegriff in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen, der die Gesamtheit aller die Umwelt prägenden Kräfte umschließt. Die Frage nach diesen, Heimat wirkenden, Gestaltkräften stand unausgesprochen hinter allen Unternehmen der Woche. Archivrat Schumm entwickelte dabei eine gute pädagogische Methode. Er gab als Motto das Goethewort: „Es hört doch Jeder nur, was er versteht.“ Wer fürchtete, daß es dabei um billige Sachverhalte oder Allgemeinplätze gehen würde, wurde eines Besseren belehrt. Es war bald offenbar, daß mit jenem Leitsatz nur eine gewisse Richtung angedeutet war, das Heimateerlebnis von unten aufzubauen und herauszusteigern.

Dies begann, wie bemerkt, schon bei der Auseinandersetzung mit Natur und Landschaft, wozu Oberstudienrat Doll aus Ohringen durch einen ausgezeichneten Vortrag über die Pflanzenwelt von Hohenlohe beitrug. Es wurde weitergeführt über die bäuerliche Kultur und führte darüber hinaus zur Vorstellung einer Volkskul-

tur, in welcher nach den die Gemeinschaft bestimmenden Werten gefragt wird. Dies geschah wiederum nicht in antiquarischer Weise. Nicht um Heimatkunde allein ging es dabei, sondern um Heimatpflege. Denn was war das Volksliedersingen des Bühlerzeller Singkreises im Schloßpark zu Kupferzell unter Leitung von Herrn Scheierling, des als Herausgeber von Liederbüchern bekannten Volksliedforschers, anders als ein Beitrag zu solcher gegenwärtiger, in diesem Falle musikalischer, Volkskultur. Lied als Gemeingut, und Heimat in solchem Gemeingut: dies war das Erlebnis jenes schönen Abends. Wenn man in die Volkskultur auch die Kultur des Volkes in der Kirche hereinnimmt, so darf man hier auch die Kirchenmusik in Kirchensall anführen, deren Urheber Herr Schirmmeister es fertig brachte, aus 30 bis 40 Leuten einen dörflichen Musikkreis zu bilden, der mit Instrumenten, meist Gamben, die alten Stücken nachgebaut sind, ausgerüstet ist und so alte Kirchenmusik in großer Reinheit wiederzugeben vermag. So scheint es, daß im Hohenlohischen das Musikalische in besonderer Weise zu den gemeinschaftstiftenden, volkstümlichen Ordnungsmächten gehöre. Daß dieses Musikalische durchaus in die Welt höherer Sphären hinüberzuspielen vermag, wurde in Kirchensall jedermann klar, auch durch die fugenlose Verzahnung der Darbietungen mit denen eines Musikkreises, der zusätzlich alte Meister zu Gehör brachte und dem die gute musikalische Umrahmung der Abendveranstaltungen in Kupferzell zu verdanken ist (Leiter: Herr Sprenger; Mitwirkende: die Damen Lindk, Roth und Schumm, die Herren Schönborn und Gödel). Einen aufschlußreichen Blick in das Musikleben im Kloster Schöntal gab Pfarrer Ochsler; die Ergebnisse seiner Forschungen sollen demnächst im Jahrbuch des Historischen Vereins für Württ. Franken veröffentlicht werden. Beglückt war man über die moderne Art und Weise – sie gemahnte mitunter an „Surrealismus“ –, in der das Gerhardsche Marionettentheater alte Puppenspiele erneuerte. Auch die Erscheinungen der bildenden Kunst führten immer wieder hin zu den Ursprüngen. Dies gilt sowohl für die kirchlichen als auch weltlichen Bau- und Geschichtsdenkmale. Dabei war folgendes seltsam. Gewiß, es wurde – außerplanmäßig – die Stiftskirche in Öhringen

besucht, man stand am Sarkophag der Kaiserinmutter Adelheid. Ein ehemaliges Männer- und ein einstiges Frauenkloster des Zisterzienserordens, Schöntal und Gnadental, zeugten in ihrer Lage und Form vom geistlichen Gesetz, dem sie ihre Entstehung verdankten. Aber: für den Charakter der Tagung wichtig war die Betrachtung der Dorfkirchen von Döttingen, Steinkirchen, Kocherstetten, Morsbach oder des, erst jüngst wiederentdeckten, Döttinger Spitals. Ähnlich verhielt es sich mit den Burgen und Schlössern. Die Waldenburg grüßte überall herein und spannte ihre alles überwölbenden geschichtlichen Horizonte hin über das Nächste. Und doch: das Herz des Teilnehmers hing an dem verwunschenen Jagdschloß Hermersberg oder den letzten Resten der Burg Bachenstein oder dem Schloßchen Döttingen.

So erfreute es auch besonders, in den formvollendeten Ausführungen von Dr. Elisabeth Grünewald Leonhard Kern als europäische Erscheinung und als Angehörigen einer einheimischen Forchtenberger Bildhauerfamilie, deren Werken man in der Klosterkirche Schöntal begegnet war, angesprochen zu hören.

Selbst die Gemäldeausstellung des Kunstmalers Theo Walz war insofern ein eigentümlicher Beitrag zur Veranstaltung als viele der im Aufbau und im Farbigen rein gestimmten Schöpfungen ihre malerischen Elementarwelten in Motiven des Kocher- und Jagsttales verkörpern.

Für alles zeichnete Archivrat K. Schumm verantwortlich. Ihm ist es zu danken, wenn die guten Wünsche, die S. D. der Erbprinz von Hohenlohe-Waldenburg für das Haus Hohenlohe, Dr. Graf Adelmann von Adelmansfelden als stellv. Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, Landrat Bauer von Öhringen und Direktorin Straub von der Landfrauenschule Kupferzell bei der Eröffnung vorbrachten, in Erfüllung gingen und die Hohenloher Tage – vom herrlichsten Wetter begünstigt – in vollkommener Weise der Absicht der Ferienwochen entsprachen, das Gesetz einer bestimmten Heimatlandschaft zur Anschauung und zum Bewußtsein zu bringen und so zur Ausweitung und Vertiefung des Verhältnisses zur Heimat beizutragen, ja, diese als „Heimat“ überhaupt erst zum Besitz zu machen.

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1963/64

Auch im bevorstehenden Winterhalbjahr führt der Schwäbische Heimatbund eine Reihe von Veranstaltungen durch, zu denen wir unsere Mitglieder und Freunde einladen. Die Stuttgarter Veranstaltungen werden hiermit angezeigt. Die Vorträge finden, wenn nicht anders vermerkt, durchweg in der Aula der Staatsbauerschule statt; um eine frühere Heimkunft zu ermöglichen, wurde ihr Beginn von 20.00 auf 19.30 Uhr vorverlegt. Um einen freiwilligen Unkosten-

beitrag wird gebeten (Richtsatz für Mitglieder 0,50 DM, für Nichtmitglieder 1 DM).

Ausdrücklich machen wir darauf aufmerksam, daß die Beteiligung an den Führungen – infolge Beschränkung der Teilnehmerzahl – nur nach Anmeldung und darauf ergangene Annahmestätigung möglich ist; Treffpunkt und -zeit werden deshalb hier noch nicht bekanntgegeben, sondern in der genannten Bestätigung mitgeteilt. Die Ortsgruppen geben ihre Veranstaltungen durch eigene Benachrichtigung bekannt.

Kunst und Künstler der Gegenwart in Stuttgart

Leitung: Dr. A. Schahl

Die Führungsreihe „Kunst und Künstler der Gegenwart“ wird, unter Mitarbeit von Alfred Lehmann, fortgesetzt, wobei drei Atelierbesuche und Ausstellungsbesuche im Programm stehen. Zweck dieser Veranstaltungen ist, einen festen Standpunkt für die Beurteilung von Werken der Kunst der Gegenwart zu gewinnen und deren wichtigste Erscheinungen im Stuttgarter Raum kennenzulernen. Wer sich schon vor einem Jahr hierfür anmeldete, wird von den Terminen verständigt; zusätzliche Anmeldungen werden entgegengenommen.

Tierwelt der Heimat

Führung durch das Staatl. Museum für Naturkunde

Samstag, 16. November (nachmittags): Im Rahmen des Neuaufbaus des Staatl. Museums für Naturkunde ist nunmehr auch der erste Teil der Schausammlung der heimatlichen Vögel und Säugetiere im Schloß Rosenstein der Öffentlichkeit übergeben worden, und zwar in Verbindung mit dem Erscheinen der neuen Naturschutzverordnung des Landes im Juni 1963. Es ist versucht, die wichtigsten Arten gerade auch unter dem Gesichtspunkt des Schutzes vorzuführen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die leider ausgerotteten Arten. Die Führung soll das Wesentliche herausstellen und vor allem der Beantwortung von Fragen dienen. Teilnehmergebühr: 0,50 DM (Nichtmitglieder 1 DM).

Geschichte des Weinbaus

und seiner Auswirkung auf Landschaft und Kultur unserer Heimat (mit Farblichtbildern)

Vortrag von Oberforstmeister Dr. h. c. Otto Linck

Freitag, 29. November (s. o.): Der Vortrag geht aus von der Frage nach der Herkunft der Rebe und ihrer Kultursorten. Er schildert sodann die Anfänge der Rebkultur an den Ufern des Neckars und am Rande des Keuperberglands, die Ausbreitung über das ganze Land und den jähen Rückgang im 17. Jahrhundert bis zum heutigen Stand. Mit dem Anbau der Rebe entstand als Höchstform der Kulturlandschaft die uns vertraute Weinbaulandschaft, die gerade im Neckarraum eigene Züge aufweist. Weithin bestimmte der Weinbau auch die Siedlung und bis zur Gegenwart mit Bauwerk und Kultur das Bild unserer alten Weinstädtchen und Weindörfer. Erst in jüngster Zeit änderte sich das Bild, wie auch die historische Weinberglandschaft selbst heute zum erstenmal einschneidende Veränderungen erfährt.

Keramik von heute

Führung durch die Keramische Werkstätte

H. u. C. W. Schilling

Samstag, 7. Dezember (nachmittags): Bei dieser Führung durch die Keramische Werkstätte H. u. C. W. Schilling in Gerlingen-Schillerhöhe werden die Teilnehmer mit dem keramischen Herstellungsvorgang von Kacheln für Öfen, Wandverkleidungen, Tische, von größeren Gefäßen (Vasen) und von Baukeramik (Plastiken und Reliefs), einschließlich der verschiedenen Maltechniken bekannt gemacht. Die Teilnehmergebühr wird noch bekanntgegeben.

Wandlungen der Pflanzenwelt unserer Weinbaulandschaft

(mit Farblichtbildern)

Vortrag von Oberforstmeister Dr. h. c. Otto Linck

Freitag, 13. Dezember (s. o.): An Stelle der ursprünglichen Wildflora trat im Weinbergraum im Lauf der Jahrhunderte ein Mosaik kleinflächiger Pflanzengesellschaften, die vom Menschen, dem Weingärtner, unbewußt geschaffene und im labilen Zustand gehaltene eigenartige Pflanzengemeinschaft unserer Weinbergänge. Viel südliche und östliche Zuwanderer, eingebürgerte alte Kultur-, Arznei- und Gewürzpflanzen, auffallende Gäste und Irrgäste finden sich in ihr. Reizvoll ist das Erscheinungsbild der Pflanzen in dem architektonischen Raum; reizvoll ist ihre auf verschiedenste Weise verwirklichte Anpassung an die extremen Verhältnisse, an die Bedrohung durch den Karst des Weingärtners, die Gluthitze der sonnseitigen Mauer, den Rollschutt der Steinriegel, die Trockenheit der Böschungen und Raine. Und immer lauern die alteingesessenen Pflanzen der Steppenheide darauf, ihren angestammten Raum zurückzuerobern. Freilich wird in manchen Teilen unseres Weinbaugebiets diese in Jahrhunderten zusammengekommene Pflanzengemeinschaft heute durch neue Bewirtschaftungsformen der Rebe vernichtet.

Die schwäbische Mundartdichtung

in ihrer Entwicklung (mit Tonbandaufnahmen)

Vortrag von Wilhelm Kutter

Freitag, 17. Januar (s. o.): Wert und Gültigkeit der Mundart wird heute häufig in Frage gestellt. In einer Zeit starker Wandlungen der alten Mundarten scheint es angebracht, einmal einen Überblick über das mundartliche Schriftgut unserer schwäbischen Sprachlandschaften zu geben. Hier zeigen sich einmal die durch die Zeit bedingten sprachlichen Veränderungen im Verlauf von zwei Jahrhunderten und zum anderen die Vielfalt des schwäbischen Idioms.

An Hand von Tonbandbeispielen wird Wilhelm Kutter über die dichterischen Mundartäußerungen von Sebastian Sailer, Michel Buck, die der vielen Vertreter des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts sprechen. Dabei wird auch auf die schöpferische Persönlichkeit des einzelnen Mundartdichters eingegangen, und es werden die Einflüsse seiner Zeit auf seine Werke gezeigt. Da seit dem Jahre 1896 eine geschlossene Darstellung der Geschichte der schwäbischen Mundartdichtung nicht mehr erschienen ist, gibt dieser Vortrag Sichtung und Wertung des großen Stoffes nach neuen Gesichtspunkten.

Die Landschaft am Hochrhein

(mit Farblichtbildern)

Vortrag von Oberbaurat i. R. W. Kittel

Freitag, 14. Februar (s. o.): Die abwechslungsreiche Flußlandschaft des Rheins zwischen Stein am Rhein und Basel, die auf weiten Strecken noch ihren ganzen natürlichen Reiz hat, soll uns in einer Reihe von Farbdias lebendig vor Augen gestellt werden. Schon sind starke Eingriffe in die ursprüngliche Naturschönheit durch den Menschen erfolgt, und das weitere Schicksal dieser Stromabschnitte ist noch nicht entschieden. So bringt es das Thema mit sich, daß der Vortragende, der den Schwäb. Heimatbund in der Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee vertritt, auch die Frage des Ausbaus zur SchiffsstraÙe berühren wird. Wir hoffen auf einen starken Besuch dieser Veranstaltung, damit sie zu einem Beweis für das Interesse an der Erhaltung einer einzigartigen Erholungslandschaft im südwestdeutschen Raum wird.

Filmstunde

Sonntag, 23. Februar, 11.00–12.30 Uhr im Vorführungssaal der Landesbildstelle Stuttgart, Landhausstraße 70: In dieser Filmstunde werden verschiedene schöne und interessante, heimatkundlich wichtige Filme vorgeführt. Teilnehmergebühr 0,50 DM (Nichtmitglieder 1 DM).

Der moderne Kirchenbau

in der Sicht der Unionsbestrebungen unserer Zeit

Führung von Pfarrer Prof. Dr. Dr. G. Merkle

Samstag, 7. März, 9.00–17.00 Uhr: Die Führung besteht in einer Fahrt zu neuen evangelischen und katholischen Kirchen in und um Stuttgart. Sie möchte sichtbar machen, welche geistigen Impulse den Kirchenbau der Gegenwart bestimmen und zeigen, daß verwandte Kräfte in beiden christlichen Konfessionen wirksam sind. Die Teilnehmergebühr wird noch bekanntgegeben.

Nordostdeutsche Heimat

(mit Lichtbildern)

Vortrag von Dr. W. Portzehl

Freitag, 13. März (s. o.): Dieser Vortrag führt nach kurzen geschichtlichen Bemerkungen von Westpommern über Stralsund, Rügen, Greifswald, Demmin, Stettin, Kammin, Kolberg u. a., ferner Danzig, Posen, Thorn, Marienwerder, Marienburg, Elbing, Allenstein, Heilsberg, Frauenburg, Königsberg, Tilsit, Memel zu den baltisch-deutschen Siedlungen Dünaburg, Mietau, Riga, Reval und Narwa. Dies an Hand von 148 Schwarz-Weiß-Dias.

Stuttgart im Spiegel seiner Grabmale – der Fangelsbachfriedhof

Führung von Hermann Ziegler

Samstag, 21. März (nachmittags): Der Fangelsbachfriedhof ist der erste Friedhof, der mit der Stadterweiterung im 19. Jahrhundert – 50 Jahre vor dem Pragerfriedhof (1873) – entstanden ist und bis heute geführt wird. Er besitzt Grabmale bedeutender Persönlichkeiten und gute bildhauerische Arbeiten (Stein, Erz) aus einer Zeit, deren stilistische Äußerungen wir heute wieder zu schätzen beginnen. Die Teilnehmergebühr beträgt für Mitglieder 0,50 DM, für Nichtmitglieder 1 DM.

Die Lüneburger Heide

(mit Farblichtbildern)

Vortrag von Karl Daub

Freitag, 10. April (s. o.): Karl Daub, Amtsgerichtsrat in Soltau, ist mit seiner Kamera in die Heide hinausgewandert, zum Wilseder Berg, in den Toten- und Steingrund und zu anderen Kleinodien der Heide, vor allem innerhalb des Naturparks. Zu jeder Tages- und Jahreszeit hat er die eigentümlichen Heideschönheiten im Bilde erfaßt. Wer die Lüneburger Heide kennt und liebt, wird dabei ein freudiges Wiedersehen feiern. Wem sie bisher unbekannt war, dem wird eine neue schöne Welt aufgehen, die sein Heimatelebnis in unerwarteter Weise erweitern und bereichern wird. Der Vortrag hat im Hinblick auf eine beabsichtigte Studienfahrt des Schwäbischen Heimatbundes in die Heide im Jahre 1964 eine besondere Bedeutung (Anmeldungen noch nicht möglich).

Naturschutzdienst

Unsere Stuttgarter Mitglieder werden auf die Bitte am Schluß des Artikels „Schutz der Großstadtlandschaft“ Seite 186 freundlich hingewiesen.



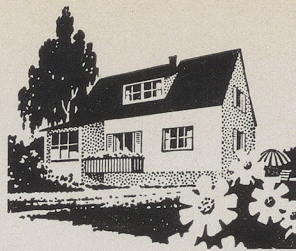
Sparen gehört dazu

Man kann von der Hand in den Mund leben; das ist aufregend. Man kann auch planen und einteilen; das schont die Nerven. Rasch können sich die Zeiten ändern. Wer ist dann besser dran?

Wenn Sie heute zu sparen beginnen, werden Sie morgen besser leben. Denn der Weg zum Wohlstand ist mit Spargeld gepflastert. Unser Rat: machen Sie ernst damit, denn – Sparen gehört dazu! Geben Sie Ihrer Zukunft eine Chance. Am kommenden Weltspartag stehen Ihnen unsere Türen weit offen. Der Weltspartag mahnt: Sparen gehört dazu. Denken Sie daran

**am Weltspartag,
30. Oktober, zur**

SPARKASSE



Mit unserer Hilfe werden arbeitstäglich 150 Ein- und Mehrfamilienhäuser finanziert.

**Größte deutsche
Bausparkasse**

Jetzt anfangen!

Je früher Sie mit Bausparen beginnen, desto früher sind Sie Herr im eigenen Heim. Nutzen Sie die Zeit – und die großzügig gestattl. Hilfe für Ihr Vorhaben aus. Wenden Sie sich an unseren örtlichen Kundendienst oder direkt ans Wüstenrot-Haus in Ludwigsburg.

Unseren Bildprospekt E 20 übersenden wir Ihnen gern kostenlos.

Wüstenrot



Schwäbischer Heimatkalender 1964

Herausgegeben in Verbindung mit dem Schwäbischen Heimatbund und dem Schwäbischen Albverein

von Karl Goetz

Preis DM 1.80. W. Kohlhammer Stuttgart



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 27 37 04



WÜRTTEMBERGISCHE BANK STUTTGART

GÖPPINGEN
TÜBINGEN

Filialen

REUTLINGEN
ULM / DONAU

Drei Geschenkbücher für Schwaben

Ernst Müller

Kleine Geschichte Württembergs

Zweite, völlig umgearbeitete und bis zur Gegenwart erweiterte Auflage. 260 Seiten. 3 Karten. 4 Stammbäume. 71 Abbildungen. Leinen DM 13.80

„Wer über die Belange württembergischer Geschichte unterrichtet sein will, wer darüber zu reden und zu schreiben hat, wird immer Müllers ‚Kleine Geschichte Württembergs‘ zu Rate ziehen... Der trotz der gediegenen Ausstattung niedrige Preis macht das neue Geschichtsbuch von selbst zu einem schwäbischen Hausbuch, das in keiner Familie fehlen sollte.“
Amtsblatt der Stadt Stuttgart

Lebensbilder aus Schwaben und Franken

Im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben von Max Miller und Robert Uhland

Band VIII: VIII und 391 Seiten. 15 Bildtafeln. Leinen DM 19.50

„Der Band VIII umfaßt wieder 20 Kurzbiographien aus der Feder anerkannter Fachkenner; sie sollen zu einem Gesamtbild der Vergangenheit beitragen und die reiche Mannigfaltigkeit widerspiegeln, die in besonderem Maße unser Land und seine Menschen kennzeichnet. Die Reihe ist eine Fundgrube für jeden, der sich mit der Vergangenheit seiner Heimat verbunden fühlt.“
Schwäbische Zeitung

Peter Lahnstein

Schwäbische Silhouetten

129 Seiten. 13 Silhouetten. Pappband DM 8.80

„Die 10 Essays spannen einen stofflich weiten Bogen von einer ausgeklügelten Stammescharakteristik, über schimmernde Städte- und Landschaftsimpressionen bis zu fein gestochenen historischen Schilderungen. Dem Juristen Lahnstein ist mit diesen ‚Schwäbischen Silhouetten‘ ein Buch gelungen, das in eigenständiger Weise als eine geistige Weiterführung von H. Misenharters ‚Schwäb. Essays‘ betrachtet werden muß.“
Südd. Rundfunk

aus dem
W. Kohlhammer Verlag
Stuttgart



VOLKSBANKEN

BEWAHRT SEIT 100 JAHREN

441 Verein f. Vaterländische Natur-
kunde Schloss Rossmann
6197